



**CHRISTINE HENRY-HUTHMACHER (HRSG.)**  
NORBERT F. SCHNEIDER | SABINE DIABATÉ | DETLEV LÜCK

## FAMILIENLEITBILDER IN DEUTSCHLAND

IHRE WIRKUNG AUF FAMILIENGRÜNDUNG UND  
FAMILIENENTWICKLUNG



# ClimatePartner<sup>o</sup>

## klimateutral

Druck | ID: 53323-1405-1031

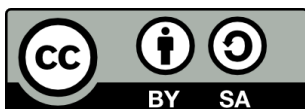


Urheber:

Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté, Detlev Lück

Herausgeberin:

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. 2014, Christine Henry-Huthmacher



Diese Publikation ist lizenziert unter den Bedingungen von „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland“, CC BY-SA 3.0 DE (abrufbar unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>)

Umschlagfoto: © pretzscheline / photocase.de

Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.  
Satz: Cornelia Wurm, ZKM / Konrad-Adenauer-Stiftung.  
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn.  
Printed in Germany.  
Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.

ISBN 978-3-95721-044-9

## INHALT

### 5 | VORWORT

*Christine Henry-Huthmacher*

### 9 | 1. EINLEITUNG – WODURCH WIRD FERTILITÄT BEEINFLUSST?

- 1.1 Generatives Verhalten – Zum Zusammenspiel von Natur, Kultur und Struktur ..... 9

### 13 | 2. WAS SIND FAMILIENLEITBILDER?

### 16 | 3. DIE SOZIALE KONSTRUKTION DER LEITBILDER „KIND“ UND „KINDHEIT“

- 3.1 Was sind die markanten Merkmale und zentralen Botschaften der „großen Erzählung“ von Kindern und Kindheit in der Gegenwart?.....16

### 18 | 4. GEGENWÄRTIGE FAMILIENLEITBILDER IN OST- UND WESTDEUTSCHLAND IM EUROPÄISCHEN VERGLEICH

- 4.1 Leitbild des Lebens in festen Partnerschaften .....18  
4.2 Leitbild der „idealen Partnerschaft“ .....19  
4.3 Leitbilder der Elternschaft .....21  
4.4 Leitbilder des „richtigen Zeitpunktes“ zur Familiengründung.....21  
4.5 Leitbild der „verantworteten Elternschaft“ .....23  
4.6 Mutter- und Vaterleitbilder .....24

### 26 | 5. WELCHEN EINFLUSS HABEN FAMILIENLEITBILDER AUF FAMILIENGRÜNDUNG UND FAMILIENERWEITERUNG?

- 5.1 Wie könnte also ein Leitbild konkret Einfluss auf die Familiengründung und Familienerweiterung nehmen? .....26  
5.2 Leitbild der „Verantworteten Elternschaft“ führt zu Überforderung.....27

### 29 | 6. FOLGERUNGEN FÜR ZUKÜNFTIGE FAMILIENPOLITIK UND DEN WEITEREN ÖFFENTLICHEN DISKURS

- 6.1 Was bedeuten diese Erkenntnisse für die Familienpolitik in Deutschland?.....29  
6.2 Welche Empfehlungen lassen sich aus den Defiziten für die künftige Familienpolitik ableiten? .....31

### 33 | LITERATUR

### 35 | AUTORIN UND AUTOREN

### 35 | ANSPRECHPARTNERIN IN DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

## VORWORT

### 1. BEDEUTUNG VON FAMILIE UND KINDERN

Familie spielt für Dreiviertel der Deutschen, für die aktuelle und potenzielle Elterngeneration, nach wie vor eine sehr wichtige Rolle, auch wenn ihre Bedeutung über die Jahre abgenommen hat (Allensbach 2011).

Daher stellt sich angesichts der seit Jahrzehnten niedrigen Geburtenquote die Frage, welche Vorstellungen, Leitbilder haben junge Leute heute von Familie. Wie stellen sie sich Familie vor? Welche Idealvorstellungen haben sie von einer Familie? Bestehen typische kulturelle Muster für ein Familienleben in Deutschland? Die folgenden Ausführungen dieser Publikation basieren auf den Ergebnissen einer Befragung des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB 2013), das 5.000 Menschen im Alter von 20 bis 39 Jahre befragt hat, und darauf eine Antwort zu geben versucht.

Für die überwiegende Mehrheit der jungen Menschen (85 Prozent) sind eigene Kinder wichtig oder sehr wichtig. Das gilt sowohl für West- als auch für Ostdeutsche. Damit wird die Bedeutung von Kindern in Ost und West gleich bewertet, wirkt sich aber wegen unterschiedlicher Rahmenbedingungen wie Vereinbarkeit von Familie und Beruf unterschiedlich aus. Kinderlos bleiben vor allem höher qualifizierte westdeutsche Frauen.

### 2. DIE NEUE VEREINBARKEITSFRAGE

Angesichts des drohenden Fachkräftemangels und des demografischen Wandels einerseits und der Unzufriedenheit junger Mütter mit dem gelebten Familien- und Arbeitszeitmodell andererseits ist die Diskussion um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf neu entfacht. Zwar sehen sich immer mehr Firmen verpflichtet, flexiblere Arbeitszeitmodelle anzubieten und jedes dritte Unternehmen unterstützt seine Mitarbeiter/innen bei der Kinderbetreuung, dennoch ist eine bessere Vereinbarkeit, vor allem für junge Erwachsene (potenzielle Elterngeneration), das vorrangige familienpolitische Thema. Dabei zeigen aktuelle Untersuchungen, dass vor allem Mütter mehr Probleme haben Familie und Beruf zu vereinbaren als Väter. Während Mütter von jüngeren Kindern noch großen Optimismus zeigen, Kinder und Karriere verbinden zu können, steigt die Unzufriedenheit berufstätiger Mütter je älter die Kinder werden (Allmendinger 2013).

Junge Eltern streben heute eine partnerschaftliche Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit an. Zwischen dem von vielen Müttern gewünschten Modell der Arbeitszeit von 30 Stunden pro Woche und einem Aufteilen von Hausarbeit und Kinderbetreuung (vgl. Forsa 2013) und dem gelebten Familienmodell klafft eine große Lücke. Familienarbeit ist in Deutschland zwischen Müttern und Vätern immer noch höchst ungleich verteilt. Familien leben überwiegend das Modell des vollzeiterwerbstätigen Vaters und der hinzuverdienenden Partnerin/Mutter. Dieses Hinzuverdienermodell ist im Westen (75 Prozent) noch ausgeprägter als im Osten (44 Prozent) Deutschlands.

Wie die hohe Nachfrage nach Elternzeit belegt, möchten sich Väter heute stärker einbringen in die Familie und mehr Zeit mit den Kindern verbringen. Dennoch ist nicht zu übersehen, dass trotz Kitausbau und der gegenwärtigen Diskussion um vollzeitnahe Arbeitszeiten vor allem Mütter, aber auch Väter, unter großem Druck stehen.

Im Vergleich zu 2009 ist es für junge Männer selbstverständlich, dass Frauen heute arbeiten und ihr eigenes Geld verdienen. Doch damit – so die Studie des WZB 2013 – sind heute junge Frauen so zerrissen wie nie zuvor, da sich die Erwartungshaltungen an die Frauen/Mutterrolle geändert haben und sie auf kulturelle Muster stoßen, die für junge Mütter kaum vereinbar scheinen.

### 3. FAMILIENLEITBILDER IM KULTURELLEN WANDEL

Die traditionelle Rollenverteilung innerhalb der Familie, die noch um 1960 – zumindest im Westen Deutschlands – selbstverständlich war, verliert immer mehr an Bedeutung. Daher stellt sich die Frage: Welche persönlichen und allgemein wahrgenommenen Familienleitbilder existieren heute? Inwieweit beeinflussen persönliche Familienleitbilder die Partnerschafts- und Familienentwicklungsprozesse? Und umgekehrt, wie wirken die von der Gesellschaft wahrgenommenen normativen Vorstellungen auf die individuelle private Lebensführung.

Familienleitbilder sind Vorstellungen davon wie Familienleben normalerweise aussieht oder idealerweise aussehen sollte. Sie „sind ein wesentlicher Bestandteil von kultureller und sozialer Identität und beeinflussen die Lebensgestaltung und Lebensziele von Menschen“. (Schneider, hier, S. 13)

Familienleitbilder unterliegen nicht nur Veränderungsprozessen, sondern sind auch kulturell und sozial höchst unterschiedlich. Auch wenn Familienleitbilder dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen, so ist dennoch die klassische Familie bestehend aus Vater, Mutter und Kind die häufigste Lebensform in Deutschland. Die Qualität der Familie liegt in der Stabilität der sozialen Beziehungen zwischen den Familienangehörigen sowohl zeitlich als auch räumlich gesehen.

Familienleitbilder bieten Orientierungs- und Entscheidungshilfen im Leben von Menschen sowohl bei der Gestaltung von Partnerschaft und Elternschaft als auch bei der Familiengründung und -erweiterung. Da sie sowohl positiv als auch negativ konnotiert sein können, geben sie auch Hinweise auf gute oder richtige Verhaltensweisen. Negativ besetzte Leitbilder wie z.B. die Rabenmutter gelten als gesellschaftlich unerwünscht und nicht erstrebenswert. Mit dem kulturellen Wandel der Geschlechterrollen vollzog sich auch ein Wandel der Beziehung zwischen Mann und Frau in Partnerschaft und Gesellschaft mit konkreten Auswirkungen auf die gesellschaftlichen Vorstellungen einer idealen Familie und Partnerschaft. In ihrer konkreten Ausgestaltung variieren sie sehr stark, da sie auch durch die jeweiligen Lebensumstände, Sozialisations- und Alltagserfahrungen geprägt werden.

Zum Leitbild der Familie zählt die grundsätzliche Vorstellung davon, welche Personen bzw. Personenkonstellation eine Familie ausmachen. Wie die Befragung des BiB verdeutlicht, steht für die überwiegende Mehrheit der Befragten Kinder im Zentrum der Definition von Familie. Alle Lebensformen mit Kindern werden von mehr als 80 Prozent der Befragten als Familie angesehen. Zwar gehört das verheiratete Ehepaar (100 Prozent) mit Kindern – nach wie vor – zu den grundsätzlichen Vorstellungen von Familie, doch genießt das unverheiratete Paar (97 Prozent) mit Kindern eine fast ebenso große Akzeptanz. Homosexuelle Paare (88 Prozent) mit eigenen Kindern werden etwas häufiger als Familie definiert als Patchworkfamilien (85 Prozent) oder als die allein-erziehende Mutter (82 Prozent). Das Spektrum der Familienformen hat sich erweitert.

### 4. RUSHHOUR DES LEBENS

Kinder sind – so das Ergebnis der Befragung des BiB – selbstverständlicher Bestandteil im Lebenskonzept der Mehrheit junger Menschen. Dennoch gehen Wunsch und Wirklichkeit im Laufe der Jahre stark auseinander. Zwar wünscht sich die überwiegende Mehrheit (85 Prozent) der jungen Menschen eigene Kinder, doch beobachten Psychologen bei den 30-Jährigen eine „Kultur des Zögerns“ und eine Angst sich festzulegen. Mit dieser Generation der Ende 20-Jährigen wird ein Wandel im Lebenslauf – vor allem bei den Akademikerinnen – sichtbar. In dieser Phase des jungen Erwachsenenalters entsteht ein Zeitraum, der nicht durch Eheschließung, Familiengründung und Berufseintritt geprägt ist. Damit verändert sich der Übergang von Jugend in das Erwachsenenalter, was wiederum Konsequenzen für die späte Entscheidung für Kinder hat.

Hingegen wird die Phase zwischen dreißig und vierzig Jahren, die in der modernen Arbeitswelt durch besondere Belastungen und Anforderungen gekennzeichnet ist, da Familiengründung, Berufseintritt und -aufstieg zeitlich zusammen bewältigt werden müssen, als Rushhour des Lebens charakterisiert. Typische Begleiterscheinungen dieser Lebensphase sind Stress, Druck, Hektik, gestiegene Anforderungen, Belastungsniveau, unsichere ökonomische Situation. Diese Rushhour des Lebens betrifft ca. 40 Prozent pro Jahrgang und trifft vor allem die jungen Akademiker/innen. Während Akademikerinnen im Mittel 32,7 Prozent Jahre alt sind bei der ersten Geburt, bekommen Frauen mit Hauptschulabschluss ihr erstes Kind im Durchschnitt mit nur 24,6 Jahren. Die

Vereinbarkeitsproblematik stellt sich für Akademikerpaare auch deshalb stärker, da Frauen mit niedrigsten Schulabschlüssen zwischen 40 und 44 Jahren nur zu 60 Prozent erwerbstätig sind, während es Akademikerinnen zu 90 Prozent sind (vgl. Schneider 2014).

Angesichts der Schwierigkeit für viele Akademikerinnen, Partnerschaft, berufliche Karriere und Kind zu leben, schieben viele Akademikerinnen die Familiengründung hinaus und verzichten schließlich ganz auf Kinder oder bleiben ungeplant kinderlos. Wie das Statistische Bundesamt für das Jahr 2012 errechnete, bleiben 30 Prozent der Akademikerinnen kinderlos. Kinderlosigkeit ist heute zu etwas Alltäglichem geworden. Westdeutschland gehört zu den Ländern in der Welt mit dem höchsten Anteil kinderloser Frauen. Kinderlosigkeit ist – wie die Befragung des BiB zeigt – sozial akzeptiert.

## 5. LEITBILD DER VERANTWORTETEN ELTERN SCHAFT

Ein zentraler Bestandteil der Familienleitbilder ist der Wunsch einen Lebenspartner zu finden und mit diesem dauerhaft zusammen zu leben. Trotz zunehmender Individualisierung lebt die Mehrzahl der Bevölkerung in klassischen Partnerschaften und hält dies auch für erstrebenswert. Eine stabile Partnerschaft ist auch die Grundlage für eine spätere Elternschaft. Eine Entscheidung für ein Kind sollte gemäß des Leitbildes einer verantworteten Elternschaft auf einer stabilen Lebensplanung und auf einer Verantwortungsbereitschaft der potenziellen Eltern beruhen. Die Vorstellungen einer gelungenen Elternschaft haben sich in den letzten Jahrzehnten verschoben. Zur Familiengründung werden heute materielle Grundlagen, eine stabile Partnerschaft und persönliche Reife als notwendige Voraussetzung angesehen (vgl. Schneider, hier, S. 26). Die Erwartungshaltung an Elternschaft ist heute voraussetzungsreicher geworden. „Das Leitbild der verantworteten Elternschaft beinhaltet nicht nur die Vorstellung hinsichtlich des richtigen Weges in die Familiengründung, sondern auch zum „richtigen Verhalten“ der Eltern gegenüber ihrem Kind“ (Schneider, hier, S. 28).

Für viele Paare ist auch heute die Ehe eine Voraussetzung für die Gründung einer Familie. Sie gilt als Symbol dafür, dass sich die (Ehe)Partner ihrer Verantwortung gegenüber der Familie bewusst sind. Das bedeutet nicht, dass zum Leitbild einer normalen Familienbiografie nicht auch eine Phase des nichtehelichen Zusammenlebens vor der Ehe gehört. Auch wenn die Ehe als Leitbild an Bedeutung abgenommen hat, so ist das Scheitern einer Ehe keine Abkehr von der Ehe als Orientierungspunkt, denn oft folgt auf eine Scheidung eine Wiederverheiratung. Zu beobachten ist vielmehr, dass subjektiv die Erwartungen und Anforderungen an das Gelingen stabiler Partnerschaften steigen. Abweichend zur Ansicht der Autoren dieser Publikation ist daher die auf ein gemeinsames Leben ausgerichtete Institution Ehe zu stärken – gerade auch unter den Vorzeichen des demografischen Wandels. Das Steuersplitting kann neue Plausibilität erfahren, wenn immer mehr Paare im Lebenslauf mit wechselnden Ernährer-Rollen und schwankenden Anteilen das Familieneinkommen sichern. Dann wird es ihnen wichtig sein, dass unabhängig davon, ob der Mann oder die Frau den Hauptanteil des Erwerbseinkommens erwirtschaften oder beide gleich viel verdienen, die gemeinsame Steuerlast bei gleichem Familieneinkommen gleich hoch ausfällt.

Die Erwartungshaltungen an Elternschaft sind in den letzten Jahren gestiegen. Zu beobachten ist eine ausgeprägte Kindeswohlorientierung, die gesellschaftlich hochstilisiert wird zur Selbstverwirklichung der Eltern durch ihre Kinder. Die Diskussion um Helikoptereltern ist dafür ein Beleg.

## 6. LEITBILD DER GUTEN KINDHEIT

Das Leitbild einer guten Kindheit ist in Deutschland heute sehr ausgeprägt. Wie die Elternstudie *Eltern unter Druck* 2008 verdeutlichte, ist für Eltern eine glückliche Kindheit ihres Kindes von großer Bedeutung für ihren Erziehungsstil. Die Entwicklung von Befehls- zum Verhandlungshaushalt hat eine Erziehung ermöglicht, in der die Bedürfnisse des Kindes berücksichtigt werden und eine Kommunikationskultur auf „Augenhöhe“ als pädagogisches Leitprinzip in den Familien zu beobachten ist.

Über das vorherrschende Kinderbild besteht ein großes Einverständnis. Das Kind hat ein Recht auf eine autonome Entwicklung und genießt als Subjekt Rechte, wohingegen ihm Pflichten weniger zugemutet werden. Um dem Kind eine gute Entwicklung zu ermöglichen, ist es möglichst optimal zu fördern.

Eltern sehen sich heute erhöhten Erwartungen an ihre Professionalität als Erzieher und mit neuen Normen, die von einer gesunden Ernährung bis zur Förderung und Bildung über Kinder reichen, konfrontiert. „Verantwortete Elternschaft und kindgerechte Erziehung sind Normenkomplexe, die Elternschaft zu einer zunehmend schwieriger zu bewältigenden Gestaltungsaufgabe machen“ (Schneider, hier, S. 17). Gleichzeitig erfährt Elternschaft – vor allem in Westdeutschland – eine stärkere Pädagogisierung.

## 7. LEITBILD DER „GUTEN MUTTER“ UND DES „GUTEN VATERS“

Im Mittelpunkt der heutigen Familie steht das Kind. Dies hat Auswirkungen auf das Leitbild der guten Mutter. Die Anforderungen an Mütter haben sich nicht nur erhöht, sondern sind auch spannungsreicher geworden. Mütter befinden sich in einem Spagat unterschiedlicher Anforderungen. Wie die Untersuchung des BiB verdeutlicht, steht das Leitbild der Mutter in dem Zwiespalt, dass sie (finanziell) unabhängig und erwerbstätig sein soll, aber auch nachmittags die Kinder schulisch unterstützen soll. Diese zum Teil widersprüchlichen Erwartungshaltungen tragen nicht selten zur Überforderung der Mütter bei.

Die Erwartungshaltung an Väter hat sich in den letzten Jahren vom Familienernährer hin zum aktiven Erziehenden gewandelt. Zwar gehört die Verantwortung für die materielle Absicherung für einige Männer noch zu ihrem Selbstbild als Vater, doch überwiegt die Vorstellung, dass beide Geschlechter für Erwerbsarbeit und Kindererziehung gleichermaßen zuständig sind. Sicherlich wird es bis zur Realisierung dieses Leitbildes noch Zeit brauchen, dennoch gibt es viele Anzeichen dafür, dass Eltern, unterstützt durch Politik (z. B. Elternzeit-Gesetz) sich auf den Weg zum Ziel gemacht haben.

*Christine Henry-Huthmacher  
Kordinatorin für Bildungs-, Familien- und Frauenpolitik  
Hauptabteilung Politik und Beratung  
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.*

## LITERATURVERZEICHNIS

- *Allmendinger, Jutta/Haarbrücker, Julia: Lebensentwürfe heute – Wie junge Frauen und Männer heute leben wollen – kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012, Discussion Papier, WZB, P 2013-002, 2013.*
- *Bertram Hans: Von der skeptischen zur überforderten Generation, Berlin 2012.*
- *Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: Familienleitbilder – Vorstellungen, Meinungen, Erwartungen, Wiesbaden, 2013.*
- *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg): Demografischer Wandel – Zukunftserwartungen junger Erwachsener – eine Repräsentationsbefragung der 20- bis 34-jährigen Bevölkerung durch das Institut für Demoskopie Allensbach, Berlin 2014.*
- *Forsa: Familie im Wandel – Wenn Eltern die Wahl haben – eine repräsentative Forsa-Studie im Auftrag von ELTERN, April 2013.*
- *Henry-Huthmacher, Christine und Borchard, Michael (Hrsg): Eltern unter Druck – Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten, Stuttgart, 2008.*
- *Institut für Demoskopie Allensbach: Monitor Familienleben 2012, Einstellungen und Lebensverhältnisse von Familien-Repräsentativbefragung im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.*
- *Schneider, Norbert F.: „Rushhour des Lebens – Stress und Überforderung zwischen 25 und 45?“, in: SCHUFA Kredit-Kompass 2014, Seite 52, Wiesbaden, April 2014.*

# 1. EINLEITUNG – WODURCH WIRD FERTILITÄT BEEINFLUSST?

Seit Mitte der 1970er Jahre gehört Deutschland weltweit zu den Ländern mit niedrigster Fertilität. Jede Kindergeneration ist mittlerweile um etwa ein Drittel kleiner als ihre Elterngeneration. Auch andere Länder, vor allem in Europa, haben in der jüngsten Vergangenheit sehr niedrige Geburtenraten aufgewiesen (u.a. Schweden, Großbritannien, Tschechien, Italien), allerdings jeweils nur für einige Jahre und nicht über mehrere Dekaden hinweg, wie dies in Deutschland trotz teilweise erheblicher politischer Anstrengungen zu verzeichnen ist. Signifikante Beispiele sind die Erhöhung des Kindergelds und des Kinderfreibetrags, die Erweiterung des Rechtsanspruchs auf einen Kinderbetreuungsplatz im Rahmen des Kinderförderungsgesetzes und die Verabschiedung des Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetzes.

Mittlerweile bilden die ersten kleinen Geburtskohorten aus den 1980er Jahren die heutige Elterngeneration. In der Folge werden, trotz nahezu identischer Geburtenraten, immer weniger Kinder geboren. Im Jahr 2011 wurde mit ca. 663.000 Geborenen in Deutschland die niedrigste Zahl seit 1946 registriert. Die Generationen der (potenziellen) Eltern werden zahlenmäßig weiter deutlich abnehmen. Daher muss davon ausgegangen werden, dass der Trend zu weniger Geburten anhalten und sich womöglich weiter beschleunigen wird. Selbst ein moderater Anstieg der Geburtenrate auf einen Wert von 1,7 Kindern je Frau, den einige Autoren anhand der Kohortenfertilität für wahrscheinlich halten (Myrskylä, Goldstein, Cheng 2012: 41), könnte den Rückgang der absoluten Geburtenzahl nicht stoppen. Indikatoren, die einen Anstieg der Geburtenrate in absehbarer Zukunft in die Nähe des Bestandserhaltungsniveaus von zwei Kindern erwarten lassen, liegen bisher nicht vor. Deutschland befindet sich gegenwärtig in einer Spirale niedriger Fertilität, in der demografische und gesellschaftliche Faktoren in ungünstiger Weise zusammenwirken und sich Prozesse der Schrumpfung und Alterung der Bevölkerung weiter beschleunigen.

In diesem Kontext ist zu klären, (1) wodurch das Geburtengeschehen, konkreter das generative Verhalten, beeinflusst wird und (2) warum Deutschland über einen so langen Zeitraum eine derart niedrige Geburtenrate aufweist. Auch stellen sich die Fragen, (3) ob das generative Verhalten in Deutschland durch politisches Handeln verändert werden kann und soll und (4) welche Strategien und Maßnahmen dafür geeignet erscheinen. Diese Themen werden im Weiteren erörtert.

## **1.1 Generatives Verhalten – Zum Zusammenspiel von Natur, Kultur und Struktur**

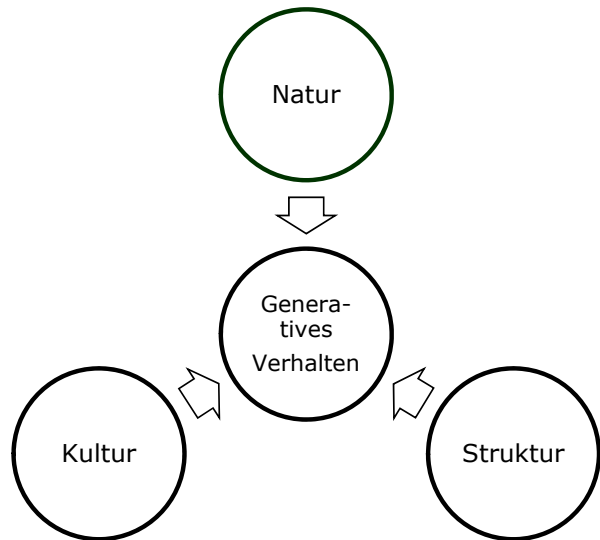
Das generative Verhalten einer Bevölkerung oder einer bestimmten Bevölkerungsgruppe ist das messbare Resultat einer Vielzahl individueller Handlungen und Entscheidungen von Personen und Paaren, die auf die Fortpflanzung ausgerichtet sind. Bis in die 1970er Jahre war die Gründung einer Familie für die meisten Menschen natürlicher Teil des Lebens. Man bekam Kinder, und Kinderlosigkeit war in den meisten Fällen Schicksal. Seither hat sich die Gründung einer Familie zur Option entwickelt. Verbreitet entscheiden sich Menschen heute nach reiflicher Abwägung der erwarteten Vor- und Nachteile für Ehe und Elternschaft – oder dagegen. Für diese Entscheidungsprozesse ist die individuelle Lebenssituation der Menschen ebenso bedeutsam wie die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen sie sich bewegen. Dabei sind nicht nur die aktuellen Lebensumstände wesentlich, sondern auch die Zukunftserwartungen. Unsicherheit, den hohen Erwartungen, die an Eltern gerichtet werden, nicht entsprechen zu können, Angst vor sozialem Abstieg und die Befürchtung, dass es infolge von Elternschaft zu Verschlechterungen der gewohnten Lebensumstände kommen wird, vergrößern die wahrgenommenen Nachteile und verringern dadurch die Wahrscheinlichkeit, dass die Entscheidung für ein Kind getroffen wird.



Generative Entscheidungen sind hoch komplexe Handlungszusammenhänge, die Fragen der Familiengründung ebenso umfassen wie Fragen der späteren Familienerweiterung. Neben der gewünschten Zahl der Kinder sind Überlegungen zum passenden Partner und zum geeigneten Zeitpunkt in letzter Zeit immer wichtiger geworden. Im gegenwärtig dominierenden Ablauf von Ausbildungsabschluss, Berufseinstieg und Karriereentwicklung gibt es keinen idealen Zeitpunkt für die Familiengründung. Vor allem Akademikerinnen und Akademiker schieben daher die Familiengründung immer weiter auf. Der Aufschub der Familiengründung ist von einem steigenden Infertilitätsrisiko begleitet, zudem reduziert er die Chance der Familienerweiterung. Der europäische Vergleich zeigt: Je höher das durchschnittliche Alter der Mütter bei der Geburt ihrer Kinder ist, desto niedriger wird die Geburtenrate sein (BiB 2012).

Das generative Verhalten wird durch die Faktoren Natur, Struktur und Kultur beeinflusst (vgl. Abb. 1). Diese drei Faktoren existieren nicht unabhängig nebeneinander, vielmehr beeinflussen und durchdringen sie sich gegenseitig. So ist etwa das Angebot an Kinderbetreuungsinfrastruktur, quantitativ und qualitativ, unmittelbar durch kulturelle Leitbilder beeinflusst, die auf die Rolle der Mutter und auf die Bedeutung rein familiengestützter Erziehung gerichtet sind. Länder oder Regionen, in denen die Auffassung vorherrscht, dass familienexterne Betreuung der gedeihlichen Entwicklung der Kinder eher abträglich ist, wie dies in Westdeutschland verbreitet der Fall ist, werden weniger in den Ausbau investieren, das Angebot knapp halten und verstärkt auf familiengestützte Erziehung setzen. Länder oder Regionen hingegen, die in familienexterner Betreuung eher Maßnahmen zur Frühförderung der Kinder und zur Kompensation familienbedingter Benachteiligungen sehen, werden eine Infrastruktur schaffen und bereitstellen, die in hohem Maße nachfrageorientiert gestaltet ist. Damit prägen die vorhandenen institutionellen Lösungen zunächst den Alltag des Familienlebens im jeweiligen Land. Mittelbar wirken sie so aber auch auf die Normalitätsvorstellungen und Leitbilder jeder neu heranwachsenden Generation zurück. Verstärkt wird dieser Wirkmechanismus durch den Umstand, dass die familienexterne Kinderbetreuung, die Grundschulen und zunehmend auch die weiterführenden Schulen stark weiblich geprägt sind. Es soll hier nicht darüber reflektiert werden, warum Frauen in so starkem Maße in Betreuungsberufe und ins Lehramt drängen, aber die von ihnen geleistete Fürsorge-, Betreuungs- und Bildungsarbeit prägt die Wahrnehmung, dass Frauen auch außerhalb der Familie hierfür prädestiniert und zuständig sind.

**Abb. 1:**  
Einflussfaktoren auf das generative Verhalten



Quelle: eigene schematische Darstellung.

*Natur* und Biologie sind wesentliche Determinanten menschlicher Fertilität, aber keine fixen Konstanten. Vielmehr sind sie in gewissen Grenzen sozial überformt und unterliegen dem sozialen Wandel. So werden bspw. Beginn und Ende der Empfängnisfähigkeit im Lebensverlauf unter anderem durch Ernährung, soziale Normen, medizinische Versorgung sowie durch technologischen Fortschritt beeinflusst. Anscheinend natürliche altersmäßige Einschränkungen der Fertilität sind in gewisser Hinsicht durch wissenschaftliche Neuerungen beeinflussbar, wie im Zuge der Entwicklung der Reproduktionsmedizin zu beobachten ist. Als Folge entwickelt sich Mutterschaft im fünften Lebensjahrzehnt mehr und mehr zur Normalität, statistisch und normativ. Neben diesen natur-bezogenen Einflüssen spielen auch strukturelle Aspekte eine Rolle.

Mit dem Faktor *Struktur* sind hier mehrere unterschiedliche Substrukturen zusammengefasst. Dazu zählen die Alters- und die Sozialstruktur der Gesellschaft sowie die gesellschaftlichen Infrastrukturen, insbesondere die, die auf die Möglichkeiten zur Vereinbarung von Familie und Beruf gerichtet sind.

Die Sozialstruktur einer Bevölkerung beeinflusst das generative Verhalten über sogenannte Kompositionseffekte, also über Veränderungen der Zusammensetzung der Bevölkerung. Von besonderer Bedeutung ist das in jenen Ländern, in denen sich das generative Verhalten bestimmter Bevölkerungsgruppen – wie in Deutschland – stark unterscheidet. Charakteristisch für das Geburtengeschehen hierzulande sind markante Unterschiede nach Region, Ausbildung und Herkunft.

Häufig verstellt die bloße Betrachtung der Geburtenrate die dahinterliegende Vielfalt, wie im Fall der derzeit nahezu identischen Geburtenraten in Ost- und Westdeutschland. Sie kommen auf recht unterschiedliche Weise zustande. Während im Osten die Ein-Kind-Familie deutlich weiter verbreitet und Kinderlosigkeit selten ist, finden sich im Westen vermehrt Kinderlosigkeit und Familien mit zwei und mehr Kindern.

Typisch für die generativen Strukturen in Deutschland sind neben den bemerkenswerten Ost-West-Unterschieden auch die beträchtlichen Variationen nach Ausbildungsabschlüssen. So sinkt die durchschnittliche Kinderzahl einer Frau signifikant mit ihrem formalen Ausbildungsabschluss. Akademikerinnen haben die niedrigste durchschnittliche Kinderzahl und den höchsten Anteil dauerhaft Kinderloser. Nach den Darstellungen des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung mit Daten der Mikrozensus-Sondererhebung 2008 blieben in Deutschland unter den zwischen 1965 und 1969 geborenen Frauen nahezu 30 Prozent der Akademikerinnen, aber nur 17 Prozent der Frauen ohne Ausbildungsabschluss kinderlos (BiB 2012). Die erreichte durchschnittliche Kinderzahl variierte dabei von 1,28 bis 1,78 zwischen dem höchsten und dem niedrigsten beruflichen Ausbildungsabschluss. Diese Unterschiede müssen Anlass sein, über die Ursachen und ihre Beseitigung verstärkt nachzudenken.

Veränderungen der Sozialstruktur, etwa eine rasche Zunahme des Anteils von Akademikerinnen an der Gesamtbevölkerung, führen, bei stabilen generativen Verhaltensmustern innerhalb jeder einzelnen Bevölkerungsgruppe, zu einem Rückgang der Geburtenrate, indem sich soziale Gruppen vergrößern, die traditionell wenig Kinder hervorbringen, während andere, die typisch viele Kinder hervorbringen, zahlenmäßig an Bedeutung verlieren.

Eine andere strukturelle Einflussgröße auf generatives Verhalten bilden gesellschaftliche Infrastrukturen, etwa zur Verbesserung der Vereinbarung von Familie und Beruf, oder allgemeiner formuliert, zur Erhöhung der Wahlfreiheit in der Lebensführung. Die Wahlfreiheit in der Lebensführung ist strukturell überall dort geschmälert, wo die Nachfrage nach Infrastruktur das Angebot bei weitem übersteigt, wie etwa im Fall von Betreuungsplätzen für Kinder im zweiten und dritten Lebensjahr, um ein besonders prominentes Beispiel zu zitieren. Nach den im Achten Familienbericht (BMFSFJ 2012a: 76) zitierten Befunden der AID:A Studie aus dem Jahr 2009 wünschen sich 74 Prozent der Eltern mit Kindern im dritten Lebensjahr einen Betreuungsplatz für ihr Kind, aber nur 48 Prozent haben einen solchen Platz erhalten. Mithin leidet ein Viertel der Eltern dieser Kinder unter einer strukturell beeinträchtigten Wahlfreiheit und damit unter Beeinträchtigung

gen ihrer Lebensqualität und ihrer sozialen Teilhabechancen – ungünstige Voraussetzungen für die Realisierung von Kinderwünschen.

Ähnliches gilt auch im Hinblick auf das mangelnde Angebot an Teilzeitarbeitsplätzen und mehr noch an vollzeitnahen Beschäftigungsverhältnissen, die die Nachfrage bei weitem nicht decken. So würden nach den Ergebnissen des SOEP 2009 22 Prozent der befragten Mütter gerne zwischen 25 und 30 Stunden wöchentlich arbeiten, aber nur 14 Prozent haben ein solches Arbeitszeitvolumen (zitiert nach dem Achten Familienbericht, S. 33). Die übrigen arbeiten in der Regel weniger als sie es möchten, weil entsprechende Arbeitszeitangebote fehlen.

Allgemein ist zu konstatieren, dass Deutschland einige strukturelle Beeinträchtigungen der Wahlfreiheit aufweist, von denen anzunehmen ist, dass ein negativer Einfluss auf das Geburtengeschehen ausgeht. Zudem besteht eine beträchtliche empirische Evidenz dahingehend, dass unterschiedlich stark modernisierte Geschlechterrollen, präziser wäre es von Elternrollen zu sprechen, ebenfalls einen negativen Einfluss auf das Geburtengeschehen nehmen. Die offenkundige und im Zuge der Bildungsreform der 1960er und 1970er Jahre gewünschte Verbreitung moderner Frauenrollen, die nicht vornehmlich auf die Hauptverantwortlichkeit für Kindererziehung und Familienarbeit abstellen und auf eine stärkere Erwerbsbeteiligung der Frauen ausgerichtet sind, trifft auf die Beständigkeit der traditionellen Männerrolle, die den Mann weiterhin als Familienernährer definiert und keine stärkere Beteiligung von Vätern an der Familienarbeit vorsieht (oder nur in dem Maße, in dem dies nicht mit Karriereeinbußen einhergeht). Dadurch entsteht ein sogenannter „Mismatch“ auf dem Partnermarkt, der sich vor allem bei den Hochgebildeten offenbart.<sup>1</sup> Moderne, gut gebildete Frauen suchen Männer, die sich auch an der Familienarbeit verantwortlich beteiligen sowie ihre Erwerbsbeteiligung notfalls reduzieren, und finden sie nicht in ausreichender Zahl, während traditionelle Männer nach Frauen Ausschau halten, die in der Familienarbeit ihre Hauptzuständigkeit sehen, aber häufig auf Frauen treffen, die genau diese Aufgabenteilung ablehnen. Die Suche nach dem passenden Partner gestaltet sich in dieser Situation zunehmend schwierig und bleibt nicht selten erfolglos. Offenkundig bestehen auch hier strukturelle Defizite dahingehend, dass keine positiven Leitfiguren und Verhaltensmuster existieren, die eine gewisse Art an verlässlicher Orientierung ermöglichen, und zu wenig Raum für die Entwicklung moderner Geschlechterrollen vorhanden ist. Der europäische Vergleich zeigt hier klare Kovariationen. Je stärker Frauen in den Arbeitsmarkt integriert sind, desto höher ist die Geburtenrate des jeweiligen Landes.

Eine stärkere berufliche Inklusion von Müttern soll hier nicht als neues Leitbild idealisiert werden. Die einseitige Favorisierung eines bestimmten Leitbildes widerspricht der Idee der Wahlfreiheit, die eine freiheitliche Gesellschaft ihren Bürgerinnen und Bürgern im Rahmen kulturell anerkannter Werte zu gewähren hat. Aber es ist augenfällig, dass bei der beruflichen Teilhabe von Müttern – und nirgendwo sonst – derzeit die massivsten Einschränkungen der Wahlfreiheit stattfinden. Fehlende Opportunitätsstrukturen für eine stärkere Erwerbsbeteiligung von Müttern führen zudem regelmäßig zu einem geringeren Familieneinkommen, zu einem höheren Armutsrisiko (besonders im Alter aufgrund geringerer Rentenansprüche), zu einem starken Machtgefälle in Partnerschaften und oftmals auch zu einer größeren Lebensunzufriedenheit (insbesondere bei Frauen), so dass das Trennungs- und Scheidungsrisiko steigt. Insgesamt betrachtet verschlechtern sich dadurch vielfach die Entwicklungschancen der Kinder.

Damit ist der dritte Einflussfaktor generativen Verhaltens, die *Kultur*, adressiert. In jeder Gesellschaft existieren normative Erwartungen und Leitvorstellungen, die auf Prozesse der Familiengründung und auf die angemessene Ausgestaltung des Familienlebens gerichtet sind. Im günstigen Fall geben sie Orientierung, im ungünstigen Fall entfalten sie einen hohen Anpassungsdruck oder erzeugen bei Nichtbefolgung abweichendes Verhalten mit all seinen schädlichen Konsequenzen für die Akteure. Man denke nur an die Stigmatisierungen, denen nicht verheiratete Eltern bis in die 1980er Jahre ausgesetzt waren.

Nachdem sich die Untersuchung des Geburtengeschehens lange Zeit auf die Bedeutung ökonomischer Faktoren konzentriert hat, wobei die gestiegenen Opportunitätskosten von Elternschaft im Fokus standen, sind neuerdings die Bedeutung kultureller Leitbilder sowie die Relevanz der sozialen Infrastruktur in den Vordergrund gerückt, allerdings oftmals reduziert auf die quantitativen Angebote an Kinderbetreuungseinrichtungen für die Zwei- bis Sechsjährigen. Gerade im Hinblick auf kulturelle Leitbilder zeigt der europäische Vergleich einen ausgeprägten Zusammenhang zwischen dem Fortbestand traditioneller Orientierungen

und einer niedrigen Geburtenrate. Je stärker etwa die Auffassung verbreitet ist, dass ein Vorschulkind leidet, wenn seine Mutter berufstätig ist, desto niedriger ist in diesem Land die Geburtenrate. In Westdeutschland ist die Zustimmung mit knapp sechzig Prozent im europäischen Vergleich nach Italien mit am höchsten, in Ostdeutschland vergleichsweise niedrig (vgl. Kap. 4.6). Durch Deutschland verläuft also ein tiefer kultureller Graben zwischen Ost und West, mit weiterhin sehr traditionellen Familienauffassungen im Westen, die das Geburtengeschehen negativ beeinflussen. Im Osten ist dagegen zu konstatieren, dass Kinderlosigkeit keine verbreitete Handlungsoption darstellt, die besondere wirtschaftliche Situation in Verbindung mit der starken Erwerbsbeteiligung von Müttern aber mit dazu beiträgt, dass viele Paare nur ein Kind bekommen.

Generative Entscheidungen von Individuen und Paaren werden in vielschichtiger Weise durch Natur, Struktur und Kultur beeinflusst. Im Folgenden soll es besonders um die kulturelle Beeinflussung in Form von Leitbildern gehen, da dieser Aspekt in der Forschung bislang eher selten berücksichtigt wurde.

Dabei ist auch in modernen Gesellschaften davon auszugehen, dass ein erheblicher Teil der Schwangerschaften nicht infolge rationaler und gezielter Planung zustande kommt. Zufall und Emotionalität haben hier weiterhin eine erhebliche Bedeutung. So gehen Schätzungen davon aus, dass über ein Drittel aller Schwangerschaften ungeplant entsteht (Mikolajczyk, Rauchfuß, Lamm 2001). Hier zeigen sich rasch Grenzen politischen Handelns. Das Wollen kann durch verbesserte gesellschaftliche Rahmenbedingungen gefördert werden, diese Möglichkeit sollte ergriffen werden, mehr aber auch nicht.

1] *Weniger gut ausgebildete Frauen, die mit 20 Jahren erwerbstätig werden, sind von diesem Mismatch nicht gleichermaßen betroffen. Für sie ist das temporäre oder auch dauerhafte Ausscheiden aus dem Arbeitsmarkt mit geringeren Opportunitätskosten und womöglich mit mehr Vorteilen verbunden. Die Hausfrauenehe wird hier häufiger als Option für eine bessere Lebensqualität gesehen.*

## 2. WAS SIND FAMILIENLEITBILDER?

Leitbilder bündeln kollektiv geteilte bildhafte Vorstellungen von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und gesellschaftlich weit Verbreitetem – und daher auch grundsätzlich Erreichbarem.<sup>1</sup> Sie sind daher nicht als Utopien, sondern als realisierbare Orientierungspunkte für die Lebensplanung und Lebensgestaltung zu verstehen. Familienleitbilder sind bildhafte Vorstellungen davon, wie Familie und dazugehörige Aspekte, wie z.B. Partnerschaft, konkret ausgestaltet werden können und idealerweise ausgestaltet werden sollten (Diabaté und Lück 2014). Zum Beispiel haben Menschen konkrete Vorstellungen, wie eine „richtige“ bzw. „normale Familie“, eine „ideale Partnerschaft“ oder auch eine „optimale Eltern-Kind-Beziehung“ auszusehen hat (Gründler 2013). Dies sind positiv konnotierte Familienleitbilder. Es gibt jedoch auch negativ besetzte Familienleitbilder wie das der „Rabemutter“. Solche gelten gesellschaftlich als unerwünscht und nicht erstrebenswert. Sie verweisen aber durch das Herausstellen eines Negativbeispiels auf eine „gute“ oder „richtige“ Verhaltensweise, die darin besteht, das negative Beispiel zu vermeiden. Beide Arten von Familienleitbildern, positiv und negativ besetzte, bieten Menschen somit in komplexen Lebenssituationen wertvolle Entscheidungshilfen. Sie haben eine *Vorbildfunktion*, da sie ein (mutmaßlich) bereits bewährtes Modell zur Nachahmung empfehlen. Außerdem ermöglichen sie eine *Reduktion der Komplexität* der alltäglichen Entscheidungsoptionen auf ein übersichtliches Lebensmodell. In diesem Sinne sind sie von Rollen, Normen und Werten abzugrenzen und verbinden dieselben zu einem komplexen vielschichtigen bildhaften Programm. Zudem besitzen sie eine *Doppelnatur*, denn Familienleitbilder sind sowohl ein individuelles als auch ein kollektives Phänomen, d.h. einzelne Menschen tragen bestimmte Leitbilder in sich, gleichzeitig können sie diese Leitbilder mit vielen anderen teilen. Die Besonderheiten, Wirkungsweisen und Schwierigkeiten von Familienleitbildern lassen sich thesenartig wie folgt erläutern:

### (1) Familienleitbilder sind vielschichtig.

Familienleitbilder sind vielschichtig und ineinander verschachtelt. Sie überlagern und durchdringen sich teilweise wechselseitig. Zusätzlich kann von einer Art hierarchischer Anordnung ausgegangen werden, wobei ein „Hauptleitbild“, das Familienleitbild, ein umfassendes und ausdifferenziertes Bild einer „richtigen“ oder „idealen“ Familie zeichnet (Diabaté und Lück 2014). Darunter sind Leitbilder von Teilaspekten der Familie angesiedelt, die verschiedene Bereiche des Familienlebens fokussieren: Eine „ideale“ Partnerschaft oder Ehe beispielsweise ist gekennzeichnet durch das Liebesideal, durch sexuelle Exklusivität und auch durch das Zusammenleben der Partner im selben Haushalt. Ähnliche „Unterleitbilder“ lassen sich für „vorbildliche“ Elternschaft, das „richtige“ Timing von Familienbiografien oder „gute“ Generationenbeziehungen beschreiben. Eingelagert in diese Leitbilder finden sich Vorstellungen, die sich auf Teilaspekte von Partnerschaft oder Elternschaft beziehen, bspw. auf eine ideale Aufgabenteilung zwischen den Partnern.

### (2) Familienleitbilder können sich auf Strukturen und auf Prozesse richten.

Familienleitbilder besitzen einen strukturellen und/oder einen prozesshaften Charakter. *Strukturelle Komponenten* sind Vorstellungen zur inneren und äußeren Beschaffenheit von Familie, also beispielsweise bezüglich der „richtigen“ Größe, der zugehörigen Familienmitglieder oder der Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann in der Haus- oder Erziehungsarbeit. Dazu zählen auch Vorstellungen darüber, wie sich eine „perfekte Mutter“ oder ein „guter Vater“ gegenüber Kindern zu verhalten hat. *Prozesshafte Leitbilder* beinhalten Vorstellungen von zeitlichen Abläufen, d.h. sie definieren ideale Zeitpunkte und Phasen im Familienbildungsprozess. Dazu zählen etwa das ideale Alter für das erste Kind, der ideale Geburtenabstand zwischen dem ersten und dem zweiten Kind, jedoch auch als notwendig erachtete Bedingungen, die erfüllt sein müssen, bevor eine Elternschaft

überhaupt möglich oder verantwortbar ist. Ein typisches *prozesshaftes Familienleitbild* vom „optimalen Timing“ beinhaltet z.B., dass „das Nest gemacht sein soll“, also ein sicherer Job und eine stabile Partnerschaft vorhanden sein sollen, bevor die Familiengründung realisiert wird. Solche skript-artigen Vorstellungen sind sehr stabil, unterliegen aber dennoch auch einem Wandel. So ist die zunehmende Anzahl von nichtehelichen Lebensgemeinschaften, in denen Kinder geboren werden, ein Beleg dafür, dass sich das Familienleitbild des „optimalen Timings“ dahingehend gewandelt hat, dass die Ehe nicht mehr als notwendige Voraussetzung für eine Familiengründung gilt.

**(3) Familienleitbilder haben eine starke visuelle Kraft.**

Menschen denken oft in Bildern und können visualisierte Konzepte gut imitieren. Daher werden Leitbilder visualisiert. Familienleitbilder reichen in ihrer Beschaffenheit von diffusen, unscharfen Konturen bis hin zu sehr konkreten bildhaften Vorstellungen und Szenen von Familien- und Partnerschaftsleben, die sich Personen ausmalen. Diese Bilder können so detailliert sein, dass auch die räumliche Umgebung und die dazugehörigen Attribute genau aufeinander abgestimmt sind. Beispielhaft für solche Familienleitbilder wären Szenen aus der Werbung, bei der typische Familienkonstellationen wie die Zwei-Kind-Familie porträtiert werden.

**(4) Familienleitbilder unterliegen einem gesellschaftlichen Wandel, sind jedoch in ihrem Kern stabil.**

Leitbilder wie das der klassischen Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind, sind in ihrem Kern stabil und entsprechen der auch faktisch seit langem am weitesten verbreiteten Lebensform in Deutschland. An ihrer Oberfläche jedoch können Leitbilder variieren, zum Beispiel indem einzelne Aspekte hinzukommen wie beim Leitbild der Mutter, die früher nicht erwerbstätig war, jedoch heutzutage häufiger „Hinzuverdienerin“ ist. Es ist offenkundig, dass sich seit den 1950er Jahren, vor allem im Kontext der allgemeinen Bildungsexpansion, der Bildungsgewinne der Frauen sowie der Entwicklung hormoneller Verhütungsformen in Deutschland, die Lebensformen ausdifferenziert haben. Die Rolle der Frau ist vielseitiger geworden, und Mutterschaft erscheint als eine Option, nicht mehr als eine Notwendigkeit und als Ausdruck eines erfüllten Lebens. Von dem gesellschaftlich dominierenden Typus der Hausfrauenehe haben sich viele verschiedene anfangs „nichtkonventionelle“ Familienformen abgelöst, die sich parallel dazu in weiten Teilen

der Gesellschaft etabliert haben, wie zum Beispiel die nicht-eheliche Lebensgemeinschaft. Durch diesen Prozess der Pluralisierung ist die Gesellschaft vielfältiger geworden, gleichwohl gilt die Familie noch immer als Quelle von Glück und Lebenszufriedenheit, unabhängig davon, aus welchen Elementen sich der idealisierte emotionale Rückzugsort und Schutzraum „Familie“ zusammensetzt. Pluralisierung der Lebensform „Familie“ bedeutet, sie kann heutzutage aus vielen verschiedenen Konstellationen wie „Vater-Mutter-Kind“, „Mutter-Kind“ oder „Vater-Kind“ bestehen. Sie umfasst aber auch Konstruktionen ohne Kind, zum Beispiel als Familie im Sinne von „Partner mit Partnerin“ oder aus zwei Frauen, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben. Gleichermaßen ist auch durch die Entstehung von Stief- und Patchworkfamilien biologische und soziale Elternschaft häufiger voneinander entkoppelt. Vielfach konstitutiv für die Kernfamilie erscheint in diesen verschiedenen Lebensformen die Solidargemeinschaft zwischen zwei Menschen durch die Gründung eines gemeinsamen Haushaltes, das gemeinsame Wirtschaften, die Eheschließung bzw. Eintragung einer Lebenspartnerschaft sowie durch das Zusammenleben zweier Generationen, wenn Kinder im Haushalt leben.

**(5) Familienleitbilder sind immer in kulturelle und soziale Kontexte eingebunden und weisen eine erhebliche Vielfalt auf.**

Familienleitbilder sind ein wesentlicher Bestandteil von kultureller und sozialer Identität und beeinflussen die Lebensgestaltung und die Lebensziele von Menschen. Typisch für familienbezogene Leitbilder ist ihre kulturelle Vielfalt, die sich in extrem unterschiedlichen Leitbildern zeigt. Auch innerhalb einer Kultur bestehen zumeist bemerkenswerte Variationen. So entwickeln etwa unterschiedliche soziale Milieus variierende Leitbilder, die durch die jeweiligen Lebensumstände, durch die Sozialisations- und durch die Alltagserfahrungen beeinflusst sind.

**(6) Familienleitbilder werden im Lebensverlauf angepasst.**

Familienbezogene Vorstellungen halten sich nicht konstant über den Lebensverlauf. Durch die gegebenen Rahmenbedingungen des Alltags müssen sie manchmal modifiziert bzw. angepasst werden, um für den Einzelnen erreichbar und gleichzeitig attraktiv zu bleiben. Demnach ist es vorstellbar, dass sich beispielsweise der Kinderwunsch bzw. die als ideal angesehene Kinderzahl an die gegebenen Lebenserfahrungen anpasst, z.B. durch die Erfahrung mit mangelnden Betreuungsmöglichkeiten oder mit falsch

eingeschätzten Herausforderungen, die sich mit einem ersten Kind ergeben. Das Leitbild vermittelt zwischen idealisierter Utopie und real erwartbarer Konsequenz des momentanen Verhaltens. Individuell favorisierte Leitbilder befinden sich somit in einem pulsierenden Entwicklungsprozess und werden beständig re-interpretiert und re-produziert. Von daher können bestimmte Familienleitbilder im Lebensverlauf an Bedeutung gewinnen oder auch verlieren.

### **(7) Familienleitbilder erfordern Aushandlungsprozesse.**

Typischerweise prallen miteinander konkurrierende Leitbilder in wandelnden Lebenssituationen zwischen Personen, Gruppen und auch innerhalb einer Person aufeinander, so dass es zu Zielkonflikten kommt. Es können in den Gedanken einer Person konkurrierende Leitbilder nebeneinander existieren, die dann zu widersprüchlichen Verhaltensweisen und auch inneren Konflikten führen können. Daneben können auch zwischen zwei Personen unterschiedliche, nicht zu vereinbarende Leitbild-Vorstellungen vorherrschen. Es ist auch möglich, dass Familienleitbilder von einzelnen Personen im Widerspruch zu den gängigen, im sozialen Umfeld weitverbreiteten, Leitbildern stehen. Abweichende Familienleitbilder stellen ein Problem dar, da sich die Betroffenen entweder gegen eigene Überzeugungen dem normativen Druck der Mehrheit beugen oder als Pioniere gegen den Mainstream stellen müssen. In dem Fall riskieren sie ihr Ansehen bis hin zur sozialen Ausgrenzung. Es gibt verschiedene Barrieren, die bei der Vermittlung zwischen eigenem Leitbild und gesellschaftlich etablierten Leitbildern im Wege stehen: Zum Beispiel gibt es unter Migranten oder unter Menschen, die in eine andere Region ziehen, herkunftsbedingte Leitbilder, die im Widerspruch zu den in der neuen Wahlheimat etablierten Leitbildern stehen. Umgekehrt gibt es an neue soziale Umfeld angepasste Leitbilder, die im Widerspruch zu den Leitbildern der Herkunftsfamilie stehen.

Auch zwischen Generationen, sozialen Milieus und sozialen Gruppen (z.B. Konfessionsgruppen) bestehen oft gegensätzliche Familienleitbilder, die zu sozialen Spannungen und (dauerhaften) Konflikten führen können. So bestehen beispielsweise zwischen konservativen und progressiven politischen Orientierungen Widersprüche, ob es sinnvoller sei, die Hausfrauenehe durch das Betreuungsgeld oder die egalitäre Arbeitsteilung durch das Elternzeitgesetz zu fördern. Es gehört zu den Wesensmerkmalen einer modernen

Gesellschaft, dass sie solche unterschiedlichen Orientierungen in sich vereint und versucht, hinsichtlich ihrer institutionellen Regelungen in öffentlichen Diskursen und politischem Streit zu Kompromissen zu finden.

### **(8) Die Verbreitung von Familienleitbildern hat sich beschleunigt.**

Der Beschleunigungsprozess verläuft zwischen verschiedenen sozialen Ebenen (z.B. gesellschaftliche Mehrheit – Individuum) oder auch zwischen Regionen, Ländern und Kontinenten. Leitbilder breiten sich schneller als früher aus, da durch die steigende Mobilität, Kommunikation und Mediennutzung von Menschen (basierend unter anderem auf einer zunehmenden Digitalisierung und Technologisierung des Alltags) die Diffusionsgeschwindigkeit und auch -wahrscheinlichkeit beschleunigt wird. Dadurch wird die Verbreitung vom Einzelnen auf nationale und internationale Ebenen beschleunigt.

Insgesamt sind Familienleitbilder als zentrale Orientierungspunkte im Leben von Menschen zu erachten, die als wichtige Entscheidungshilfen dienen, sowohl bei der Gestaltung von Partnerschaft und Elternschaft als auch bei der Familiengründung und -erweiterung. Der Einfluss von Leitbildern in der Bevölkerungsforschung wird theoretisch wahrscheinlich unterschätzt; allerdings steht eine empirische Überprüfung ihres Einflusses noch aus.<sup>2</sup> Das Problem einer fundierten und validen Messbarkeit muss gleichermaßen gelöst werden, um die Beschaffenheit und Verbreitung von Familienleitbildern und ihre Wirkung auf Familienprozesse tiefgreifend analysieren zu können.

- 1) *Damit orientieren wir uns stark an der Definition von Giesel, nach deren Ausführungen Leitbilder „sozial geteilte (mentale oder verbalisierte) Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft [bündeln], die durch entsprechendes Handeln realisiert werden soll“ (Giesel 2007: 245). Wir übernehmen sie jedoch nicht vollständig, da wir den Anspruch, dass Leitbilder durch Handeln realisiert werden sollen, einer empirischen Überprüfung überlassen wollen.*
- 2) *Im Rahmen des Forschungsprojekts „Familienleitbilder“ hat das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) im Jahr 2012 eine repräsentative standardisierte Befragung (5000 Befragte) zu Familienleitbildern in Deutschland durchgeführt. Die Konzeption des Fragebogens beruht auf einer Reihe verschiedener qualitativer Vorstudien (siehe Projekt-Homepage: [www.bib-demografie.de/leitbild](http://www.bib-demografie.de/leitbild)).*



### 3. DIE SOZIALE KONSTRUKTION DER LEITBILDER „KIND“ UND „KINDHEIT“

Die kulturelle und geschichtliche Variabilität der Dauer und des Verlaufs von Lebensphasen sowie der Wandel der kollektiven Zuschreibungen zu bestimmten Lebensaltern wie Kindheit und Jugend sind starke Belege dafür, dass Lebensphasen und Lebensalter neben ihrer natürlichen und biologischen Determiniertheit in besonderer Weise auch gesellschaftlich geprägt und sozial konstruiert sind. Im Kern von Debatten, wie Kindheit im Idealfall beschaffen sein sollte und wie Kinder typischerweise sind, steht das Verhältnis von Natur und Kultur. Meist geht es um Weltanschauungen und Wertsetzungen, aber auch um angebliche Gewissheiten, grundlegende Überzeugungen sowie um Klischees, die Bilder über Kinder und Kindheit stets widerspiegeln. Nicht selten sind in solchen Zusammenhängen Mythenbildungen und Idealisierungen bedeutsam, die dazu führen, dass sich scheinbar nicht weiter zu hinterfragende Selbstverständlichkeiten etablieren. Unabhängig von empirischer Evidenz entstehen „Wahrheiten“, die unser Denken und Handeln prägen und die Abläufe in gesellschaftlichen Institutionen formen.

Wir leben heute in einer Gesellschaft der langen Kindheit. Das war bekanntermaßen nicht immer so. In der Agrargesellschaft endete die Kindheit nach wenigen Jahren im heutigen Kindergartenalter und mündete direkt in die Lebensphase des kleinen Erwachsenen. Im 19. Jahrhundert dauerte die Kindheit vielleicht zehn Jahre, und ihr folgte eine sehr kurze Jugendphase. Heute mündet Kindheit spät in eine sehr lange Jugendphase, die zumindest für Studierende um eine Phase der Post-Adoleszenz verlängert wird, und ist durchdrungen von einer Art „großen Erzählung“, von deren Richtigkeit wir überzeugt sind und die zu den unhinterfragten Gewissheiten unserer modernen Kultur zählt.

#### **3.1 Was sind die markanten Merkmale und zentralen Botschaften der „großen Erzählung“ von Kindern und Kindheit in der Gegenwart?**

Grundlegend ist hier sicherlich die Idee, Kinder seien von Natur aus schwach, verletzlich, unmündig und daher in hohem Maße schutzbedürftig. Aufgrund ihrer Besonderheit und ihrer speziellen Bedürfnisse sind sie in einen „kindgerechten Schutz- und Schonraum“ zu stellen und von den Wirrnissen und Belastungen der Erwachsenenwelt möglichst lange und möglichst umfassend fernzuhalten. Kinder befinden sich, so die verbreitete Überzeugung, in der Phase der Entwicklung, des Lernens und der Annäherung an den Status des Erwachsenseins. Kindheit ist demnach eine abhängige und nicht produktive Entwicklungsphase. Eine bedeutsame Variante dieser Idee akzentuiert, dass es sich bei Kindheit um eine eigenständige Lebensphase mit spezifischen Bedürfnissen und Interessen handelt, die es durch die Gesellschaft der Erwachsenen zu respektieren und zu schützen gilt. Aus beiden Perspektiven ergibt sich die Grundhaltung nach einer Art Protektionismus. Kinder sind um ihrer selbst willen zu schützen, zu fördern, aber nicht zu fordern.

Kinder und Kindheit werden, das ist ein weiterer wesentlicher Bestandteil der „großen Erzählung“, in besonderer Weise überhöht, verklärt und romantisiert. Kinder werden vielfach verzärtelt. Robustheit, Egoismus, Eigenständigkeit und Leistungsfähigkeit werden ihnen weithin abgesprochen.

Teil der „großen Erzählung“ ist auch die Überzeugung, dass Kinder ein Recht auf ihre Kindheit und auf eine autonome Entwicklung haben. Kinder sind als Subjekte anzuerkennen. Sie dürfen nicht bevormundet werden. Die Beziehungen zu ihnen sind herrschaftsfrei und im Sinne von Partnerschaftlichkeit zu gestalten. Kinder genießen als Subjekte Rechte; Pflichten werden ihnen nicht zugemutet. Von den Erwachsenen, insbesondere von der Mutter, kann erwartet werden, so die

Idee, dass sie sich verantwortlich um das Wohl des Kindes bemühen und seine Entwicklung möglichst optimal fördern. Es erscheint gleichermaßen notwendig und sinnvoll, möglichst viel in Kinder und ihre Entwicklung zu investieren. Kinder sind, so bilanzierte Michael Sebastian Honig schon 1992, als „Projekt Zukunft“ mythologisiert (Honig 1992). Von ihrer Entwicklung hängt der zukünftige Wohlstand der Gesellschaft ebenso ab wie die Zukunft der Familie, der sie entstammen.

Im Unterschied zu vielen anderen Leitbildern ist beim aktuellen Kindheitsbild wenig Variation und kaum Pluralität erkennbar. Es besteht eine enorme Einheitlichkeit und eine ausgeprägte Einvernehmlichkeit, anders als etwa bei Altersbildern, die sich zunehmend diversifizieren und in Konkurrenz zueinander treten.

Im Kontext der Art und Reichweite der gegenwärtigen Kindheitsbilder wird unmittelbar nachvollziehbar, dass sich die an Eltern herangetragenen Erwartungen, die vielfach mit ihren eigenen Ansprüchen korrespondieren, rasch und tiefgreifend gewandelt haben. Eltern sehen sich gegenwärtig mit erhöhten Erwartungen an ihre Professionalität als Erzieher und mit neuen Normen konfrontiert. Verantwortete Elternschaft und kindgerechte Erziehung sind Normkomplexe, die Elternschaft zu einer zunehmend schwieriger zu bewältigenden Gestaltungsaufgabe machen (vgl. auch Kap. 4). Gleichzeitig wird Elternschaft gerade in Westdeutschland immer stärker pädagogisiert. Elternschaft – und insbesondere Mutterschaft – bedeutet heute, ganz für die Kinder da zu sein und möglichst viel Zeit mit ihnen zu verbringen, um so ihre Entwicklung möglichst optimal zu fördern und ihnen bestmögliche Entfaltungschancen zu geben. Als Folge steigen die Opportunitätskosten von Elternschaft, die sich immer mehr zur Elternpflicht entwickelt. Mit den steigenden Erwartungen, die an Eltern herangetragen werden und die sich diese vielfach zu eigen machen, verbreiten sich die Gefühle der Verunsicherung und der Überforderung.

Verbreitet sehen sich Eltern gegenwärtig zwei Generalverdächtigungen ausgesetzt (Merkle und Wippermann 2008): Zum einen werde das Kind überfordert, und zum anderen tue man nicht genug für das eigene Kind. Viele Eltern in Deutschland fühlen sich im Erziehungsalltag gestresst und erleben ihre Kinder häufiger als Belastung als in anderen Ländern (Quaiser-Pohl 2001: 301). Die Belastungen resultieren unter anderem aus den wahrgenommenen Problemen bei der Vereinbarung von Familie und Beruf sowie aus der hohen Leistungsorientierung der Eltern und ihrem großen Pflichtbewusstsein, in der Kindererziehung alles richtig zu machen.

Diese Zusammenhänge sind besonders in Westdeutschland virulent. Sie korrespondieren mit der „Ideologie der guten Mutter“ (vgl. auch Kap. 4), die dort eine hohe Akzeptanz genießt. Im Kern besteht diese Ideologie aus der Überzeugung, dass Mütter primär für die Kinderbetreuung verantwortlich sind und dass diese Verantwortlichkeit nicht endet. Von Müttern wird erwartet, dass sie zu jeder Zeit für das Kind verfügbar und stets in der Lage sind, kindgerecht zu interagieren. Externe Kinderbetreuung in Anspruch zu nehmen, bedeutet in diesem Zusammenhang, den natürlichen Verpflichtungen nicht nachzukommen und die eigenen Bedürfnisse und Notwendigkeiten über die des Kindes zu stellen. Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, dass der Ausbau der Kinderbetreuungsinfrastruktur in Westdeutschland verbreitet als Gefährdung einer optimalen kindlichen Entwicklung gesehen wird. Im Unterschied zu vielen anderen europäischen Ländern, allen voran Dänemark, wo Kinderbetreuung im Sinne von Frühförderung und Familien ergänzender Erziehung wertgeschätzt wird, dominiert im Westen Deutschlands die Auffassung, Kinderbetreuung diene vornehmlich der Aufbewahrung von Kindern und fördere vor allem die Erwerbsbeteiligung der Mütter.



## 4. GEGENWÄRTIGE FAMILIENLEITBILDER IN OST- UND WESTDEUTSCHLAND IM EUROPÄISCHEN VERGLEICH

Familienleitbilder spiegeln sich in vielem wider: in gesetzlichen Regelungen, in der Infrastruktur zur öffentlichen Kinderbetreuung, in der Erwerbsbeteiligung von Frauen, in öffentlichen Diskursen, in der Darstellung von Familienleben in Fernsehserien, Werbespots, Romanen, Cartoons oder Liedtexten – um nur einige Beispiele zu nennen. Aus diesem Grund haben die meisten Menschen eine ungefähre Vorstellung davon, wie Familienleitbilder aussehen und wie verbreitet sie sind. Und es bieten sich zahlreiche Ansatzpunkte, um mit inhaltsanalytischen Verfahren empirische Hinweise auf Leitbilder zu sammeln. Doch Familienleitbilder selbst zu erfassen ist schwierig. Gegenwärtig liegt noch keine systematische Datengrundlage dafür vor. Am ehesten lassen sich Familienleitbilder anhand von Einstellungsfragen skizzieren, die in diversen Bevölkerungsumfragen enthalten sind und jeweils bestimmte Aspekte von Leitbildern beleuchten.

In der folgenden empirischen Beschreibung existieren zwei Ebenen: Zum einen wird der Forschungsstand überblicksartig zusammengefasst, der sich aus einer Vielzahl unterschiedlicher Datenquellen speist. Zum anderen wird da, wo es sich anbietet, auf einzelne Einstellungsfragen aus bestehenden Bevölkerungsumfragen zurückgegriffen. Diese werden exemplarisch ausgewertet. Verwendet werden die Daten aus zwei großen und relativ aktuellen Surveys: aus der European Values Study (EVS) von 2008, die alle neun Jahre erhoben wird, sowie dem International Social Survey Programme (ISSP) von 2002<sup>1</sup> und 1988. Diese Surveys sind international vergleichend und erlauben es, die Vorstellungen der Ost- und Westdeutschen mit denen anderer Europäer zu kontrastieren, so dass die Spezifika der Familienleitbilder in Deutschland deutlicher werden. Um die Vergleichbarkeit zwischen den Surveys zu erhöhen, werden die Analysen jeweils nur auf die Population der 21- bis 60-Jährigen bezogen. Die Auswahl der in den Analysen berücksichtigten Länder wird, soweit dies möglich ist, ebenfalls vereinheitlicht. Sie bemüht sich darum, die unterschied-

lichen in der Forschungsliteratur typischerweise unterschiedenen sozio-kulturellen Teile Europas (Skandinavien, angelsächsische Länder, Zentral-, Süd- und Ost-Europa) und somit die Vielfalt innerhalb Europas abzubilden. Zusätzlich werden erste Ergebnisse aus dem Familienleitbildsurvey (FLB 2012, Lück et al. 2013) hinzugezogen, die das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung im Rahmen der Leitbildforschung erhoben hat.

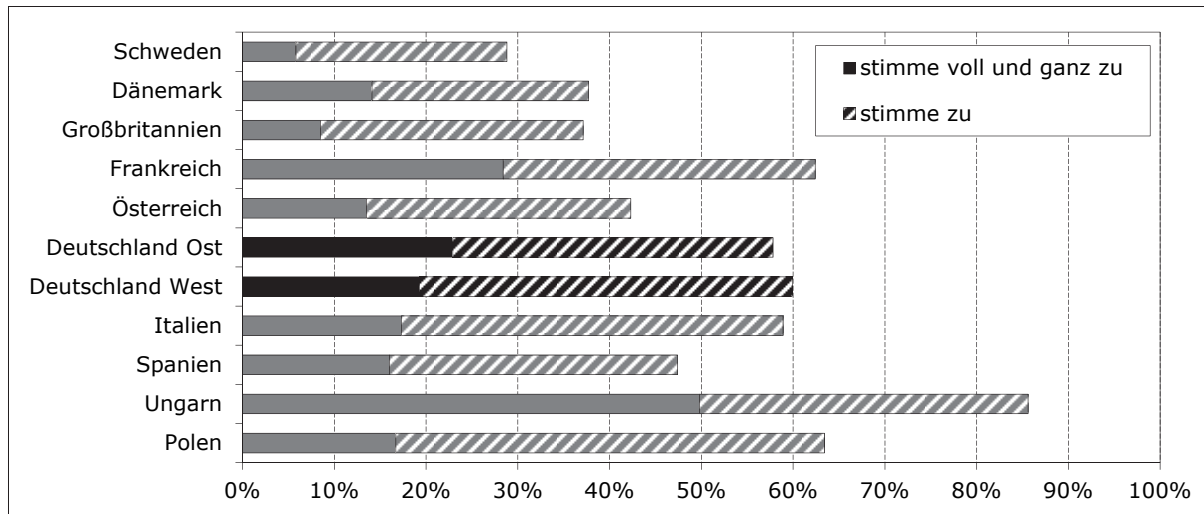
### 4.1 Leitbild des Lebens in festen Partnerschaften

In ganz Europa und weit darüber hinaus gehört es zu den zentralen Lebenszielen, einen Lebenspartner zu finden und mit diesem dauerhaft zusammenzuleben. So trivial und selbstverständlich diese Aussage auf den ersten Blick scheint, so zentral ist sie als Teil der Beschreibung der Familienleitbilder, denn Kern eines Leitbildes ist das, was uns aufgrund unserer kulturellen Prägung selbstverständlich erscheint, ohne es zu sein. So lebt – trotz der Experimente der 68er-Studentenbewegung mit Kommunen, trotz der Sorge um ein Übermaß an „Individualisierung“ und Selbstbezogenheit und trotz gelegentlicher Lobpreisungen des hedonistischen und freien Singlelebens – heute die Mehrzahl der Menschen in „klassischen“ Partnerschaften, und eine noch größere Zahl hält dies für erstrebenswert. Zwar ist das Singleleben als eine Lebensphase im jungen Erwachsenenalter heute durchaus positiv konnotiert, und das dauerhafte Leben als Single sozial akzeptiert. Doch im Alleinleben als dauerhafter Lebensform wird weniger die Freiheit gesehen, sondern eher ein Schicksal derjenigen, die auf dem Partnermarkt verschmäht wurden oder noch nicht den „richtigen“ Partner gefunden haben. Das Leitbild „Single“ wird hier zum „Leidbild“ (Hradil 2003). Intimität, Geborgenheit, Sicherheit, Vertrautheit sind einige der emotionalen und sozialen Bedürfnisse, die als wichtig empfunden werden und von denen Menschen erwarten, sie am ehesten in einer festen Partnerschaft verwirklichen zu können.

So teilen nicht wenige die Ansicht, eine feste Beziehung sei nötig, um glücklich zu sein (vgl. Abb. 2). Unterstellt man, dass es ein allgemein geteiltes Ziel ist glücklich zu sein, kann die Aussage als eine Zustimmung dazu gelesen werden, dass Menschen idealerweise in festen Beziehungen leben sollten – also als ein Indiz für ein Leitbild des Lebens in festen Partner-

schaften. In Ost- wie auch in Westdeutschland stimmen dieser Ansicht jeweils knapp 60 Prozent der Befragten mittleren Alters zu. Damit liegt Deutschland in etwa gleich auf mit Frankreich oder Italien. Eine graduell geringere Bedeutung wird der festen Partnerschaft in Großbritannien und Skandinavien beigemessen, eine deutlich größere in Ungarn.

**Abb. 2: Eine dauerhafte, feste Beziehung ist nötig, um glücklich zu sein**



Daten: EVS 2008, gewichtet, ausgewählte Länder, 21 bis 60 Jahre, Zustimmung zu der Aussage: „Um glücklich zu sein, ist es notwendig, in einer Ehe oder einer dauerhaften, festen Beziehung zu leben.“

Neben dem Singledasein, das nur für eine bestimmte Lebensphase als erstrebenswerte Lebensform etabliert ist, sind als Alternative zu einer festen monogamen Zweierbeziehung in der Praxis auch polygame Lebensformen verbreitet. Diese gelegentlichen Seitensprünge oder dauerhaften Affären werden zwar immer wieder aufgedeckt und, sofern es Prominente betrifft, ans Licht der Medienöffentlichkeit gezerrt. Aber gerade die Umstände, dass Polygamie in aller Regel geheimgehalten wird und dass sie bei Aufdeckung zur öffentlichen Skandalisierung taugt, machen deutlich, dass es kein Leitbild einer polygamen Lebensweise in Deutschland gibt. Vielmehr dient die öffentliche Skandalisierung der Bekräftigung einer sozialen Norm der Treue und der Exklusivität von Partnerschaft.

#### 4.2 Leitbild der „idealen Partnerschaft“

Zu den Familienleitbildern in Deutschland gehört nicht nur die Vorstellung, dass man in einer festen Partnerschaft leben sollte, sondern auch eine Reihe von Vorstellungen, durch welche Qualitäten sich eine solche Partnerschaft auszeichnen sollte. Dazu gehören unter anderem Exklusivität, Vertrauen, Dauerhaftigkeit, Liebe, Treue, Offenheit und Aufrichtigkeit sowie wechselseitige verlässliche emotionale, praktische und materielle Unterstützung. Auch in dieser Hinsicht existieren innerhalb von Europa wenig Unterschiede

und innerhalb der vergangenen Jahrzehnte wenig Wandel. Allerdings gibt es Wandel und Varianz hinsichtlich einiger anderer Charakteristika. Dies sind die Ehelichkeit der Partnerschaft, das Zusammenwohnen und gemeinsame Haushalten beider Partner, die Form der Arbeitsteilung, die (damit tendenziell verbundene) Machtkonstellation sowie der Grad an Autonomie jedes Partners innerhalb der Partnerschaft.

Der letzte Aspekt – die Frage, wie viel Autonomie jeder Partner innerhalb der Partnerschaft haben sollte – wird auch als Nähe-Distanz-Relation bezeichnet. Hier haben sich in den vergangenen Jahrzehnten die Vorstellungen hinsichtlich der „angemessenen“ Relation in Richtung eines höheren Grades an Autonomie verschoben. An die Stelle des „Fusionspaares“ ist das „Assoziationspaar“ (de Singly 1995: 124) getreten, in dem eine gewisse Unabhängigkeit voneinander angestrebt wird, wobei der Grad von Autonomie individuell zu verhandeln ist. Der Einzelne geht nicht in der Beziehung auf. Er bleibt individuelles Subjekt mit eigenen Bedürfnissen, Ansichten und Lebensplänen. Diese müssen mehr denn je mit denen des Partners abgestimmt werden. Gemeinsamkeit und Autonomie müssen heute in Balance gebracht und über den Lebenslauf hinweg immer wieder neu flexibel angepasst werden.

Dieser Prozess birgt auch die Möglichkeit eines Scheiterns und macht Beziehungen daher brüchiger. Zwar sind Beziehungen von der Idee her auch heute grundsätzlich auf Dauer angelegt und ihre Beständigkeit ist Teil ihres Leitbildes; faktisch handelt es sich aber immer häufiger um eine so genannte „Unendlichkeitsfiktion“ (Huinink 1995: 106). Wenn die individuellen Vorstellungen der Partner nicht mehr in Einklang zu bringen sind, ist die Trennung längst sozial akzeptiert. Die Trennung als Konfliktlösung entspricht heute eher der Leitvorstellung als die einstige Idee, notfalls dauerhaft aneinander zu leiden, um eine Trennung um jeden Preis zu vermeiden. Ebenso macht es im Sinne gegenwärtiger Leitbilder auch keinen Sinn, eine feste Partnerschaft oder Ehe einzugehen, solange nicht im Vorhinein geklärt ist, dass die individuellen Vorstellungen zu wesentlichen Fragen im Einklang zu sein scheinen.

Eine weitere Veränderung besteht in der Frage der richtigen Arbeitsteilung zwischen den Partnern. Die Selbstverständlichkeit einer komplementären Arbeitsteilung ist der Forderung nach egalitärer Aufteilung von Haus- und Erwerbsarbeit gewichen: 91 Prozent der 20- bis 39-Jährigen in Deutschland sind der Meinung, dass sich beide Elternteile um die Kinderbetreuung kümmern sollten (FLB 2012), 81 Prozent teilen die Ansicht, dass beide gleichermaßen für das Einkommen verantwortlich sind. Auch wenn die faktische Arbeitsteilung in Deutschland von einer egalitären Beziehung noch relativ weit entfernt ist, so hat sich doch ein neues Leitbild etabliert – eine neue Vorstellung dessen, was „passend“ wäre –, das dem Leitbild der 1950er und 1960er Jahre als Gegenentwurf gegenübergestellt wurde und es mittlerweile zunehmend in den Hintergrund drängt: So hat noch 1988 in Westdeutschland etwa jeder dritte Erwachsene mittleren Alters zugestimmt, dass Haushalt und Familie Aufgabe der Frau und Erwerbsarbeit Aufgabe des Mannes seien (ISSP 1988). Bis 2002 ist dieser Anteil auf etwa 15 Prozent geschrumpft (ISSP 2002). Nur acht Prozent der 20- bis 39-Jährigen sind heute der Ansicht, dass sich eher die Frau um die Kinderbetreuung kümmern soll, nur 19 Prozent finden, dass vor allem der Mann für das Einkommen zuständig sein sollte (FLB 2012).

Es zeigen sich jedoch noch deutliche Ost-West-Unterschiede: Während in Westdeutschland (einschließlich ehemaliges Westberlin) 21 Prozent der Befragten das klassische Vaterbild des Familienernährers präferieren, sind es in Ostdeutschland (einschließlich ehemaliges Ostberlin) lediglich neun Prozent (FLB 2012, Gründer et al. 2013).

Mit dem kulturellen Wandel der Geschlechterrollen einher geht eine Verschiebung im Machtgefüge. War die Beziehung zwischen Frau und Mann – in der Gesellschaft wie in der Partnerschaft – noch bis vor wenigen Jahrzehnten stark patriarchalisch ausgerichtet, gilt heute Gleichberechtigung als Beziehungsideal. Die Anerkennung der Autorität des Mannes ist der Forderung nach Einvernehmlichkeit gewichen. Beide Partner stehen einander mit ihren Bedürfnissen, Wünschen und Ansichten gleichberechtigt gegenüber und sehen den Weg zu einer gemeinsamen Entscheidung in einem Konsens oder zumindest einem ausgewogenen Kompromiss. Dies setzt eine offene Diskussionsbereitschaft und das Austauschen von Argumenten, also eine andere Kommunikations- und Diskussionskultur voraus. So werden heute anstelle von „Befehlshaushalten“ „Verhandlungshaushalte“ angestrebt (de Swaan 1982: 50 f.; du Bois-Reymond 1994).

Insgesamt sind also die Ansprüche an eine gute Ehe heute voraussetzungsvoller. Damit geht einher, dass die Bedeutung der Ehe innerhalb der Familienleitbilder ein Stück weit verblasst. Nach wie vor ist die Ehe ein Standard, an dem sich Menschen in ihrer Lebensplanung orientieren. Doch als formale Anerkennung einer Partnerschaft ist sie nicht mehr so selbstverständlich und zwingend, wie sie einmal war. Sie wird aus romantischen Gründen oder wegen materieller und pragmatischer Vorteile noch sehr oft angestrebt (Schneider und Rüter 2007). Doch ein gemeinsames Leben als nicht-eheliche Lebensgemeinschaft erscheint heute vielen als eine mehr oder minder ebenbürtige Alternative. So hält ein knappes Drittel der Deutschen mittleren Alters die Ehe für eine überholte Einrichtung (31 Prozent in West-, 42 Prozent in Ostdeutschland, nach Daten der EVS 2008). In dieser Frage sind die Vorstellungen der Menschen in Deutschland also ein Stück weit polarisiert.

Das Verblasen der Ehe als Leitbild darf aber auch nicht überschätzt werden. Dass das außereheliche Zusammenleben über die vergangenen Jahrzehnte zu- und der Anteil der Ehen an den Lebensformen abgenommen hat, liegt nur zu einem Teil an einer Abkehr vom Ideal der Ehe als verbindlichste und damit verlässlichste Form der Partnerschaft. Zu einem anderen Teil ist die statistische Entwicklung einem Aufschub des mittleren Heiratsalters geschuldet, der unter anderem damit zusammenhängt, dass sich im Leitbild eines „normalen“ Beziehungsverlaufs das nichteheliche Zusammenleben als eine Phase vor die Ehe geschoben hat (vgl. nachfolgender Abschnitt). Zum Teil ist sie der oben erwähnten Destabilisierung der Ehe geschuldet, die sich in höheren Scheidungs-

raten bemerkbar macht. Doch auch das Scheitern einer Ehe bedeutet nicht unbedingt eine Abkehr von der Ehe als Orientierungspunkt, denn oft folgt auf eine Scheidung eine Wiederverheiratung.

Ein letzter Aspekt hinsichtlich des Leitbildes einer „guten“ Partnerschaft, der sich gewandelt hat, ist die Kohabitation: das Zusammenwohnen der beiden Partner. Die Vorstellung, dass zu einer festen Partnerschaft oder gar Ehe auch dazugehört, dass man einen gemeinsamen Haushalt führt, ist nach wie vor präsent. Doch sie tritt ein Stück weit zurück und macht alternativen Vorstellungen Platz. Multilokalität wird möglich und sozial akzeptiert, nicht nur als eine durch den Beruf erzwungene Notlösung, sondern durchaus auch als ein für manche Paare erstrebenswertes Konzept. Zwei Formen sind gängig: Die *Fernbeziehung* im engeren Sinne bedeutet, dass beide Partner in getrennten Städten und Regionen leben, weil sie beide einem Beruf nachgehen und weil ihre Arbeitsplätze in unterschiedlichen Regionen liegen. Dies kann als Schicksal empfunden werden. Doch es kann auch den Wünschen beider Partner entsprechen, etwa weil ihnen die Selbstverwirklichung oder die ökonomische Unabhängigkeit durch den Beruf besonders wichtig ist oder weil ihnen das Beziehungsleben harmonischer erscheint, wenn es sich auf die gemeinsame Freizeitgestaltung am Wochenende konzentriert. Das *Living Apart Together*, die zweite gängige Form des Getrenntwohnens in Partnerschaften, bedeutet, dass beide Partner unweit voneinander entfernt leben und dennoch getrennte Haushalte unterhalten, weil sie sich so ein größeres Stück Eigenständigkeit und private Rückzugsmöglichkeiten erhalten. Dies ist eine besonders anschauliche Ausdrucksform des Ideals des Assoziationspaares. *Living Apart Together* und Fernbeziehung können als neue, wenn auch noch weniger stark verbreitete Leitbilder angesehen werden, die eine Alternative zum gemeinsamen Haushalten darstellen.

#### 4.3 Leitbilder der Elternschaft

Das Zusammenleben mit Kindern in der Familie gehört heute noch – wenn auch gegenüber den 1950er und 1960er Jahren etwas abgeschwächt – zu den zentralen Familienleitbildern in Deutschland und weit darüber hinaus. Aufschlussreicher als die Frage, ob, ist allerdings die Frage, *warum* man ggf. Kinder haben sollte. Elternschaft ist heute keine Norm, sondern eine Option, wenn auch eine positiv konnotierte. Kinder sollte man nicht bekommen, um sozialen Erwartungen gerecht zu werden, sondern weil es einem – bei „normalem“ Empfinden – selbst attraktiv erscheinen müsste. So stimmt nur eine Minderheit der Erwachsenen mittleren Alters zu, dass es eine Pflicht gegenüber der Gesellschaft sei, Kinder zu haben; doch

eine große Mehrheit stimmt zu, dass Kinder für eine gute Ehe wichtig sind (vgl. Abb. 3, Seite 22). Hintergrund ist die Vorstellung, dass das Leben mit Kindern die Eltern glücklich macht und erfüllt. Daher gehören sie zu den Lebensentwürfen und -zielen vieler Menschen. Vor allem von verheirateten Paaren wird angenommen, dass ihre Lebensentwürfe auf Elternschaft Wert legen. Daher könnte es für sie als Scheitern wahrgenommen werden, kinderlos zu bleiben.

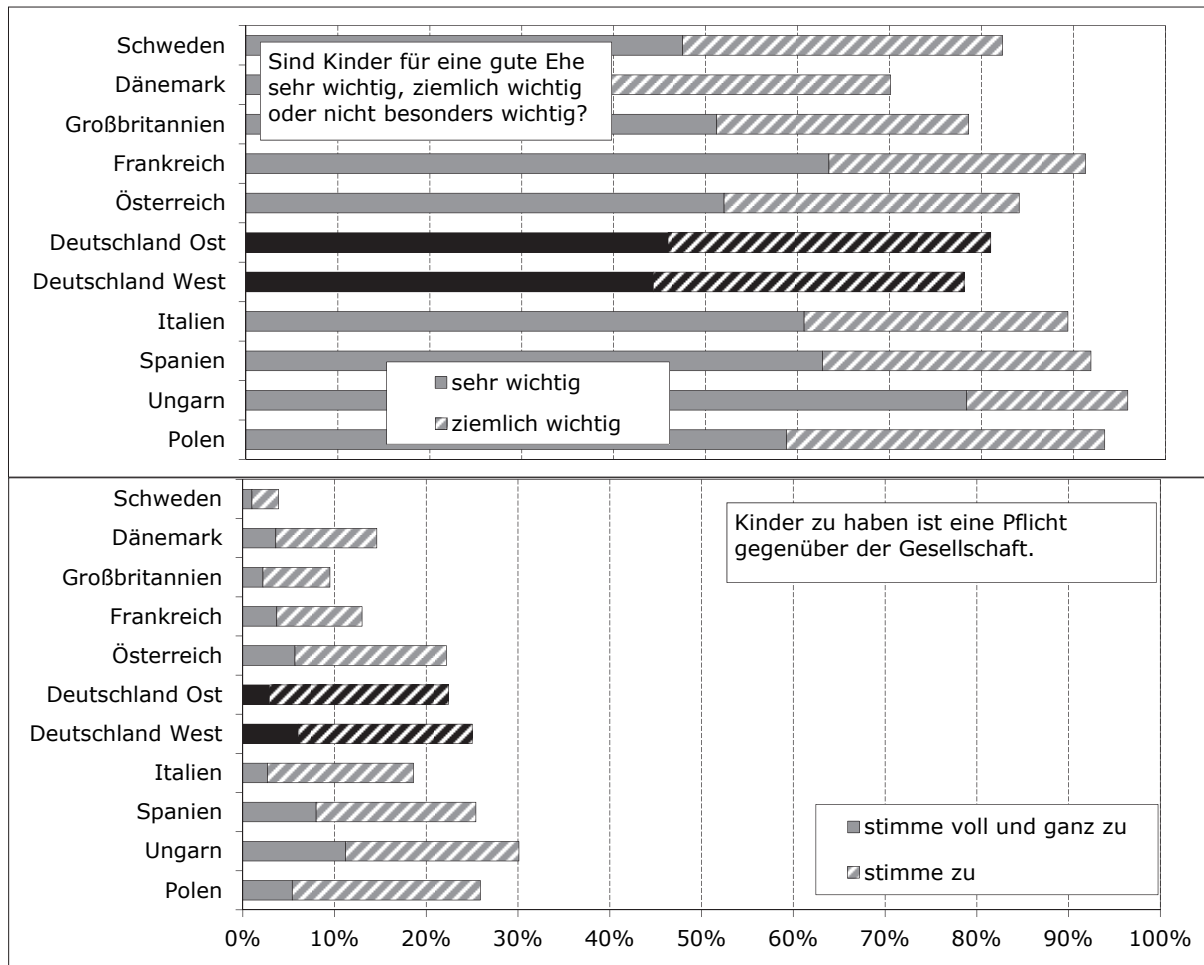
Allerdings sind die Leitbilder hinsichtlich der Elternschaft, ähnlich wie die hinsichtlich der Ehe, in Deutschland ein Stück weit polarisiert. Denn auf der einen Seite findet auch die Vorstellung, dass es eine Pflicht gegenüber der Gesellschaft sei, Kinder zu haben, bei einer Minderheit Zustimmung. Gelegentliche politische Debatten über eine „Bestrafung“ von Kinderlosigkeit durch Abgaben oder steuerliche Nachteile spiegeln dies wider. Auf der anderen Seite erscheint Elternschaft manchen Paaren eher als Einschränkung denn als Erfüllung und gehört zu ihrem Lebensentwurf bewusst nicht dazu.

#### 4.4 Leitbilder des „richtigen Zeitpunktes“ zur Familiengründung

Deutlichere Verschiebungen hat es bei den Vorstellungen hinsichtlich des richtigen Weges in die Elternschaft gegeben. Auf dem Weg zur Familiengründung werden heute materielle Grundlagen, eine stabile Partnerschaft sowie ein Grad an persönlicher Reife als notwendige Voraussetzungen angesehen, die noch vor einigen Jahrzehnten eine vergleichsweise weniger bedeutende Rolle gespielt haben.

Der Begriff „reif für ein Kind“ ist schwer zu fassen, da selten definiert wird, welche Kriterien Reife ausmachen. So ist es zunächst einmal wenig aussagekräftig, dass sich die meisten Menschen einig sind, dass man für ein Kind reif sein oder sich reif fühlen müsse. Es besagt zunächst nur, dass eine bestimmte Entwicklung durchlaufen sein sollte. Doch welche ist das? Im Folgenden erläutern wir dazu unsere eigenen Überlegungen: Mit Reife ist vor allem ein bestimmter Grad der Persönlichkeitsentwicklung und der Verantwortungsbereitschaft gemeint. Reife drückt sich beispielsweise darin aus, dass man sich, wenn nötig, disziplinieren kann, dass man treu sein kann, dass man nicht über seine Verhältnisse lebt, dass man realistische Zukunftsplanung betreibt, dass man weiß, was einem im Leben wichtig ist, was man erreichen will und was man realistischweise erreichen kann. „Reif für ein Kind“ sein heißt: Der Kinderwunsch sollte keine spontane Laune sein, die sich anderntags wieder verflüchtigen kann, und nicht auf einer naiven geschönten Vorstellung von Familienleben basieren.

**Abb. 3: Kinder sind wichtig für eine gute Ehe – aber keine gesellschaftliche Pflicht**



Daten: 4. Welle des EVS 2008 (Erhebung im Neun-Jahres-Abstand), gewichtet, ausgewählte Länder, 21 bis 60 Jahre, Antworten auf die Frage: „Sind Kinder für eine gute Ehe sehr wichtig, ziemlich wichtig oder nicht besonders wichtig?“ und Zustimmung zu der Aussage „Kinder zu haben ist eine Pflicht gegenüber der Gesellschaft.“

Vielmehr sollte die Entscheidung für ein Kind auf einer stabilen Lebensplanung und auf einer realistischen Einschätzung dessen beruhen, was Elternschaft außer Freude auch an Verantwortung, Arbeit und Stress bedeuten kann. Ein Mensch sollte wohl überlegt haben, ob er wirklich Kinder haben will und ob er sich der Aufgabe – auch psychisch – gewachsen fühlt.

Diese Frage wird heute ernsthafter erwogen als noch vor einigen Jahrzehnten. Nicht nur auf den Eltern (vgl. nachfolgender Abschnitt), sondern bereits auf jenen, die erwägen, Eltern zu werden, lastet der Normenkomplex der „verantworteten Elternschaft“ (Kaufmann 1981: 53 f., 1990: 39 f.), der besagt, dass derjenige, der Kinder in die Welt setzt, auch die Verantwortung dafür trägt, dass es diesen Kindern gut geht und dass sie sich optimal entwickeln. In der Familienplanung impliziert „verantwortete Elternschaft“, dass man es für notwendig erachtet, eine Reihe faktischer Voraussetzungen zu schaffen, ehe man eine Familie gründet. Dazu gehört, dass man in einer stabilen und guten Beziehung lebt, von der

man relativ sicher ist, dass sie zumindest in der absehbaren Zukunft bestehen bleibt. Um das beurteilen zu können, sollte man wiederum bereits eine Weile als Paar zusammen sein und auch schon eine Zeit lang Erfahrung mit dem gemeinsamen Leben unter einem Dach gesammelt haben. Zu den notwendigen Voraussetzungen gehört ferner, dass man über genügend Wohnraum verfügt, dass man in einem sicheren und sauberen Wohnumfeld lebt, dass man physisch und psychisch stabil und belastbar ist, dass man genug Zeit aufbringen kann, um sich seinem Kind intensiv zu widmen (also unter Umständen bereit ist, seine Berufstätigkeit für einige Jahre zu unterbrechen oder deutlich zu reduzieren), und dass man über die ökonomischen Mittel verfügt, trotz eines eventuellen Verdienstaufschlags und trotz der zusätzlichen Kosten für ein Kind einen angemessenen Lebensstandard zu gewährleisten. „Nestbau“ ist der geläufige Terminus für diese Norm. Sie wiederum setzt voraus, dass mindestens einer der beiden Partner eine relativ sichere und relativ einträgliche Beschäftigungssituation gefunden hat.

Zum Leitbild heute gehört es aber auch, dass der zweite Partner die Ausbildungsphase hinter sich gelassen und im Erwerbsleben zumindest einmal Fuß gefasst hat – sei es, weil ihn dies ggf. dazu befähigt, im Falle einer Arbeitslosigkeit oder Arbeitsunfähigkeit des Partners einzuspringen, sei es, weil die erste Berufstätigkeit einen wichtigen Teil der Erfahrungen ausmacht, die einem die für eine verantwortungsvolle Familiengründung notwendige Reife verleihen: Erst wer erfahren hat, inwieweit er sich für das Berufsleben berufen fühlt, kann realistisch einschätzen, inwieweit (auch) Kinder in seinem Lebensentwurf Platz haben und in welchem Umfang er ggf. zugunsten der Kindererziehung auf eine Berufstätigkeit zu verzichten bereit ist.

Für viele ist auch die Ehe eine der Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, bevor eine Familie gegründet werden sollte. Sie gilt in diesem Kontext als Symbol dafür, dass sich die (Ehe-)Partner ihrer Verantwortung gegenüber dem gemeinsamen Projekt „Familie“ bewusst sind, und daher als der bestmögliche Kontext, in dem sich Kinder entwickeln können. Anders als vor wenigen Jahrzehnten können werdende Eltern ihrer Partnerschaft dieses „Gütesiegel“ allerdings auch noch kurz nach der Geburt ihres Kindes verleihen, wenn sich dazu vorher keine gute Gelegenheit bietet. Denn es genügt, dass das Kind in ehelichen Verhältnissen aufwächst. Für Sexualität in der Partnerschaft ist die Ehe keine notwendige Voraussetzung mehr. Im Gegenteil: Es wird erwartet, dass die Partner gemeinsames Wohnen, Intimität und Sexualität erleben, bevor sie heiraten und eine Familie gründen, denn diese Erfahrungen erscheinen heute notwendig, um einschätzen zu können, ob die Partnerschaft eine gute Aussicht hat dauerhaft stabil und harmonisch zu bleiben. Daher sieht das in Deutschland verbreitete Leitbild einer „normalen“ Familienbiografie eine Phase des nichtehelichen Zusammenlebens vor der Ehe vor. Unter mehreren zur Auswahl gestellten Familienbiografien erhält dieses Muster mit etwa 40 Prozent die höchste Zustimmung (PPAS 2003). Dies gilt jedoch beileibe nicht für jedes Land in Europa – beispielsweise nicht für Polen oder Italien.

#### 4.5 Leitbild der „verantworteten Elternschaft“

Der Normenkomplex der „verantworteten Elternschaft“ beinhaltet nicht nur die Vorstellungen hinsichtlich des richtigen Weges in die Familiengründung, sondern auch zum „richtigen Verhalten“ der Eltern gegenüber ihrem Kind. Auch hier sind die Erwartungen der Gesellschaft an die (werdenden) Eltern hoch. Das beginnt in der Schwangerschaft: Alkohol, Zigaretten und bestimmte Nahrungsmittel sind, so die allgemeine Überzeugung, für die werdende Mutter tabu, wenn

sie – als verantwortungsvolle werdende Mutter – das Risiko einer gesundheitlichen Schädigung des noch ungeborenen Kindes ausschließen will. Die Selbstbeschränkung hat sich fortzusetzen solange die Mutter stillt. Und auch die Frage, ob und wie lange das Kind natürlich gestillt wird, sollte sich nicht an dem Wunsch der Eltern, sondern an den aktuellen medizinischen Erkenntnissen messen, welche Form des Stillens für die Entwicklung des Kindes in welcher Phase optimal ist. Dies alles setzt voraus, dass sich die werdenden Eltern, insbesondere die werdende Mutter, deren Körper es primär betrifft (vgl. nachfolgender Abschnitt), mit der Ratgeberliteratur auseinandersetzen und auch diverse vorbereitende Kurse besuchen.

Verantwortete Elternschaft bedeutet, dass das Kind regelmäßig und gesund isst, dass es möglichst durch die eigenen Eltern beaufsichtigt wird (mütterliche Präsenz gilt hier als noch wichtiger als väterliche), dass die Eltern darauf achten, dass es keinen „schlechten Umgang“ mit anderen Kindern pflegt, dass es sich charakterlich gut entwickelt, dass musische, künstlerische, sprachliche und sportliche Talente gefördert werden, dass es in der Schule mithalten kann und dass es auf das Leben gut vorbereitet wird. Insofern ist selbst der gelingende Start in das eigene Berufsleben und die erfolgreiche Partnersuche noch ein Stück weit in der Verantwortung der Eltern, denn wenn das Kind später scheitert, könnte dies möglicherweise darauf zurückzuführen sein, dass sie es unzureichend auf die Herausforderungen des Lebens vorbereitet haben. Verantwortete Elternschaft kann noch die Unterstützung der erwachsenen Kinder implizieren, die bereits aus dem Elternhaus ausgezogen sind. Aus diesem Anspruch an Eltern erwächst geradezu eine Notwendigkeit der Professionalisierung von Elternschaft und sie wird zur zentralen dauerhaften Lebensaufgabe.

Das Leitbild einer guten Eltern-Kind-Beziehung sieht – ähnlich wie das einer Partnerschaft – verlässliche emotionale, praktische und materielle Unterstützung vor. Es sieht vor, dass in der Eltern-Kind-Beziehung – genau wie in der Partnerschaft – das Verhandlungsprinzip anstelle des Befehlsprinzips zu treten hat. Die Wünsche der Kinder sollten in Entscheidungen mit einbezogen werden. Wenn Eltern Regeln aufstellen müssen, sollten sie diese dem Kind gegenüber begründen und idealerweise dessen Zustimmung einholen. Das Leitbild einer guten Eltern-Kind-Beziehung sieht – genau wie das der Partnerschaft – Offenheit und Aufrichtigkeit und (wenn auch in einem anderen Sinne) Liebe vor. Gute Eltern sollten immer für ihr Kind da sein, wenn es sie braucht. So gesehen bedeutet Elternschaft heute auch ein gutes Stück Opferbereitschaft und Selbstaufgabe. Insbesondere die



Mutter hat ihre eigenen Bedürfnisse zugunsten der des Kindes zurückzustellen.

Das Beste für die eigenen Kinder zu wollen, ist kein deutsches Spezifikum. Doch in Deutschland – zumindest in Westdeutschland – hat die Norm der verantworteten Elternschaft stärkere Konsequenzen als in vielen anderen Ländern in Europa.

Das liegt zum einen daran, dass Kinder als vergleichsweise schutzbedürftig wahrgenommen werden. Sie müssen beaufsichtigt werden, damit sie sich nicht verletzen und ihnen auch sonst kein Unheil zustößt. Zum anderen liegt es daran, dass Fremdbetreuung eher als Vernachlässigung und somit als Bedrohung des Kindeswohls statt (wie etwa in Skandinavien oder Frankreich) als zusätzliche Entwicklungschance gesehen wird. Die Beaufsichtigung durch die leibliche Mutter wird für die kindliche Entwicklung als Optimum angesehen, da ihr gesellschaftlich die größere Fürsorgebereitschaft und -fähigkeit zugeschrieben wird – quasi als naturgegebene Realität und als geschlechterbezogenes Talent. Daher bedeutet verantwortungsvolle Elternschaft (bzw. Mutterschaft) tendenziell eine Erwerbsunterbrechung oder eine deutliche Erwerbseinschränkung für mindestens drei Jahre.

Der „Mythos Mutterliebe“ (Schütze 1986) besagt, dass aufgrund biologischer Voraussetzungen niemand eine so emotionale enge Beziehung zum Kind aufbauen kann wie die leibliche Mutter. Dieser auf die Industrialisierung zurückgehende Mythos ist insbesondere in Westdeutschland, Österreich und Südeuropa verbreitet und führt dazu, dass die Norm der verantworteten Elternschaft nicht nur für Eltern, sondern vor allem für Mütter in Westdeutschland gravierendere Konsequenzen als in anderen Ländern Europas hat. Auf ihr lastet der größte Teil der Verantwortung.

#### 4.6 Mutter- und Vaterleitbilder

Welche Vorstellungen dominieren heute hinsichtlich der „richtigen“ Aufgaben- und Arbeitsteilung zwischen Müttern und Vätern? Diese Frage ist besonders relevant, denn bei diesem Thema treten gegenwärtig am deutlichsten Konflikte zwischen verschiedenen Leitbildern zutage.

Bei der Frage, ob es die Frau oder (gelegentlich auch einmal) der Mann sein sollte, der die Windeln wechselt, das Kind tröstet oder bei den Schulaufgaben hilft, konkurrieren zwei Prinzipien miteinander um Geltungshoheit. Auf der einen Seite steht das Prinzip der Gleichheit und Gleichberechtigung in der Partner-

schaft, das, wie bereits dargestellt (vgl. Abschnitt 4.1), das Leitbild einer guten Partnerschaft zunehmend dominiert. Demnach treten Frau und Mann einander mit gleichen Rechten und Pflichten gegenüber. Dies impliziert die gemeinsame Zuständigkeit für Erwerbs- und für Hausarbeit. Und so wie in der Erwerbs- und Hausarbeit sollten sie sich, diesem Prinzip zufolge, auch die Kinderbetreuung und -erziehung hälftig teilen.

Auf der anderen Seite steht das Prinzip der „verantworteten Elternschaft“ in Kombination mit dem „Mythos Mutterliebe“ (vgl. vorheriger Abschnitt). Der Glaube daran, dass die leibliche Mutter von Natur aus eine stärkere emotionale Bindung zu ihrem Kind hat, sich gewissermaßen instinktiv stärker für es aufopfert und intuitiv besser weiß, was das Richtige für es ist, legt es nahe, dass es für das Kind das Optimale wäre, von der eigenen Mutter betreut zu werden; und das Prinzip der „verantworteten Elternschaft“ verpflichtet die Eltern dazu, sich für dieses Optimum zu entscheiden. Dies hat zur Folge, dass – trotz einer stark wachsenden Egalitätsvorstellung hinsichtlich der Aufgabenteilung von *Frau und Mann* – die Vorstellung einer komplementären Aufgabenteilung zwischen *Mutter und Vater* bis heute vor allem in Westdeutschland vergleichsweise stabil fortbesteht. Das Mutterleitbild umfasst also die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung und das Vaterleitbild die Hauptverantwortung für die Erwerbsarbeit, mit der er seine Partnerin für die Familienarbeit freistellt.

Allerdings ist auch das Leitbild einer komplementären Teilung der Zuständigkeiten gegenüber den 1950er und 1960er Jahren heute etwas „aufgeweicht“. An die Stelle des Leitbildes der Alleinverdienerehe ist das der Hinzuverdiener-Ehe getreten. Demnach darf und soll die Mutter, zumindest einige Zeit nach der Geburt, Teilzeit erwerbstätig sein; sie sollte allerdings den Umfang und die Gestaltung dieser Erwerbstätigkeit so wählen, dass sie ihrer Hauptverantwortung in der Kinderbetreuung nicht zu sehr im Wege steht. Umgekehrt darf und soll sich der Vater in die Kindererziehung und -betreuung einbringen und ein aktiver Vater sein, aber nur so aktiv, wie es seine Hauptverantwortung in der Erwerbsarbeit eben zulässt.

Die beiden Leitbilder – Egalität auch hinsichtlich der Zuständigkeiten von Müttern und Vätern auf der einen und eine (moderate) komplementäre Arbeitsteilung auf der anderen Seite – stehen derzeit in Konkurrenz miteinander und äußern sich nicht selten in Unzufriedenheit und in Konflikten, im Privaten wie auch in der Politik (Beck-Gernsheim 1992; Meuwly et al. 2011).

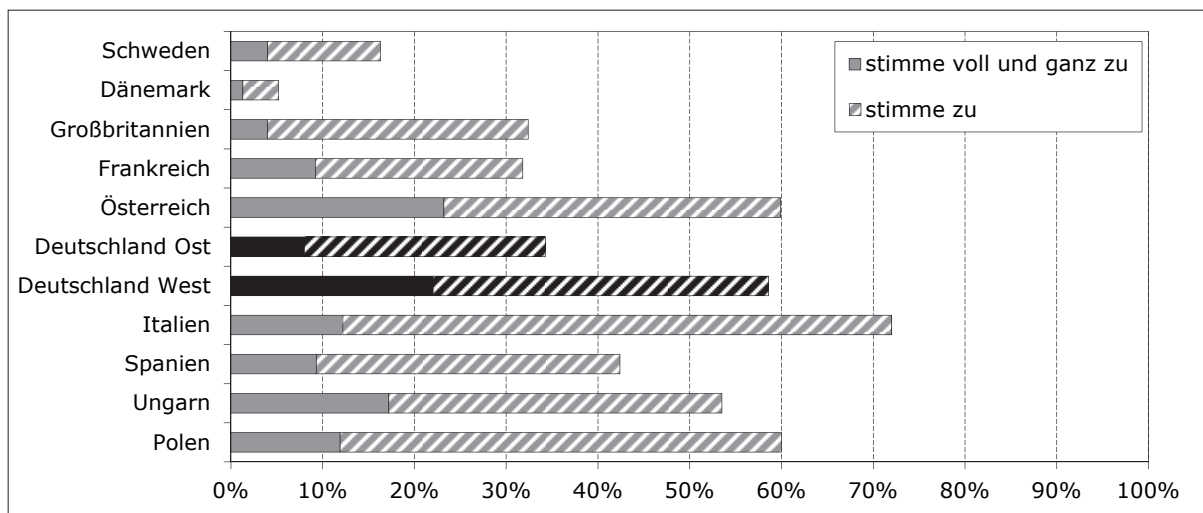
Allerdings wird eine öffentliche Debatte über die richtige Aufgabenteilung zwischen Mutter und Vater teilweise durch eine andere verdeckt: die der richtigen Aufgabenteilung zwischen den Eltern und der Gesellschaft. Eher als in einem verstärkten Engagement der Väter in der Haus- und Erziehungsarbeit bei gleichzeitiger (dadurch ermöglichter bzw. notwendig werdender) stärkerer Erwerbsbeteiligung der Mutter wird eine Lösung des Vereinbarkeitsdilemmas darin gesehen, dass die Gesellschaft durch einen massiven Ausbau der Infrastruktur zur Kinderbetreuung in Quantität und Qualität nicht nur die Mütter, sondern die Familien insgesamt von der Betreuung der Kinder entlastet. Dies ist in Ostdeutschland und in anderen Teilen Europas – insbesondere in Frankreich und Skandinavien – bereits heute der Fall. Auch Teile der westdeutschen Gesellschaft sehen es als ein Ideal an, das auch auf die alten Bundesländer übertragen werden sollte. So gesehen gibt es kein ausgeprägtes Leitbild einer egalitären Aufgabenteilung zwischen Mutter und Vater, die sich jeweils halbtags um ihren Beruf und halbtags um das Kind kümmern. Eher existiert das Wunschbild zweier Eltern, die beide (annähernd) Vollzeit arbeiten und das Kind tagsüber in einer Kindertagesstätte unterbringen.

Das Leitbild einer egalitär organisierten Partnerschaft findet vor allem in Westdeutschland nur allmählich Akzeptanz, steht aber weiterhin in starker Konkurrenz

zum Leitbild des Paares mit einer moderat komplementären Arbeitsteilung. Es etabliert sich, wenn auch langsam, da andere europäische Länder dieses Leitbild (mit positiven Auswirkungen auf Geburtenraten und Frauenerwerbsbeteiligung) erfolgreich institutionalisiert haben und es gewinnt an Bedeutung, da in der öffentlichen Kinderbetreuung zunehmend auch eine Chance zur Frühförderung von Kindern, insbesondere von Kindern aus bildungsfernen Schichten, gesehen wird. Als entscheidend für den Lebensweg gelten weiterhin die Erfahrungen in den ersten drei Lebensjahren eines Kindes. Entsprechend ist die Vorstellung, dass eine Mutter in dieser Zeit bei ihrem Kind bleiben sollte, bis heute verhältnismäßig stark ausgeprägt und Müttererwerbstätigkeit in dieser Phase wenig akzeptiert.

Eine hohe Zustimmung zur Aussage: „Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist“ findet sich in Europa besonders in Westdeutschland, sowie in Österreich, Polen und Südeuropa (vgl. Abb. 4). Es ist offenkundig, dass sich die Familienleitbilder in der Lebensplanung und im Verhalten von Menschen und Paaren deutlich widerspiegeln. Familiengründungen und Familienerweiterungen sind von den geltenden Leitbildern stark beeinflusst. Auf welche Weise dies genau geschieht, wird im nachfolgenden Kapitel verdeutlicht.

**Abb. 4: Ein Kleinkind leidet, wenn die Mutter berufstätig ist (Zustimmung in %)**



Daten: EVS 2008, gewichtet, ausgewählte Länder, 21 bis 60 Jahre, Zustimmung zu der Aussage: „Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist.“

1| Die jüngste Erhebungswelle des ISSP zum gleichen Thema wurde 2012 durchgeführt und wird erst im Laufe des Jahres 2014 verfügbar sein.



## 5. WELCHEN EINFLUSS HABEN FAMILIENLEITBILDER AUF FAMILIENGRÜNDUNG UND FAMILIENERWEITERUNG?

Das familiäre und generative Verhalten der Ost- und der Westdeutschen unterscheidet sich – trotz politisch gleicher Rahmensetzungen – bis heute erheblich. Bislang können diese unterschiedlichen Fertilitätsmuster in den alten und neuen Bundesländern mit den bestehenden Theorien und Konzepten nicht befriedigend erklärt werden. Daher ist zu vermuten, dass die Familienleitbilder in Ost- und Westdeutschland divergieren und dies zur Erklärung der unterschiedlichen Formen der Lebensgestaltung beiträgt. Es ist jedoch bislang ungeklärt, welchen Stellenwert Leitbilder in Relation zu und in Interaktion mit anderen Einflüssen wie individuellen Ressourcen oder auch regionalen und lokalen Strukturen einnehmen. Wie groß die Rolle kultureller Einflüsse ist, muss einer empirischen Prüfung überlassen bleiben.

Es spricht jedoch einiges dafür, dass kulturelle Familienleitbilder eine Erklärung für verschiedene Phänomene leisten könnten: Unerklärt ist beispielsweise noch immer die äußerst beständige weibliche Zuständigkeit für die Kinderbetreuung, unabhängig vom Bildungsniveau der Mutter, oder auch die Stabilität der Geburtenrate in Westdeutschland, die bislang offenbar nicht auf familienpolitische Maßnahmen wie z.B. die Einführung von Elternzeit reagiert.

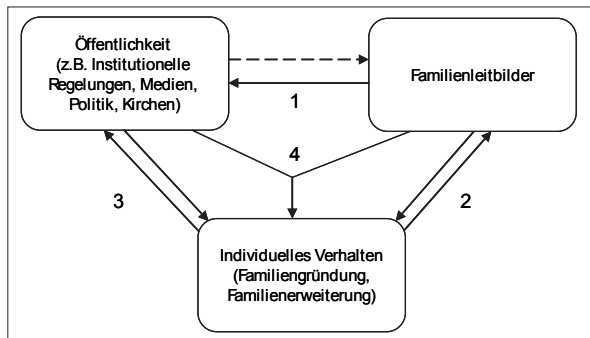
### 5.1 Wie könnte also ein Leitbild konkret Einfluss auf die Familiengründung und -erweiterung nehmen?

Drei Mechanismen sind vorstellbar. Sie überlagern sich im Regelfall. (1) Zum einen haben Menschen individuelle Vorstellungen von richtig und falsch, gut und schlecht, angenehm und unangenehm; und sie streben psychisch und emotional danach, die positiv besetzten Vorstellungen soweit wie möglich für sich selbst zu realisieren. In dem Maße, in dem ein Familienleitbild eigene subjektive Vorstellungen eines guten und schönen Familienlebens beinhaltet, ist es also die

Orientierung an eigenen Überzeugungen und Vorlieben, die den Einfluss von Leitbildern auf die faktische Planung und Gestaltung des Familienlebens bedingt. (2) Zum zweiten sind Menschen in dem sozialen Umfeld, in dem sie leben, um Integration und soziale Anerkennung bemüht. Daher neigen sie dazu, sich an den normativen Erwartungen ihres Umfeldes zu orientieren. In dem Maße, in dem ein Familienleitbild die etablierten normativen Vorstellungen der Gesellschaft oder des sozialen Milieus beinhaltet, sind es also die sozialen Kontrollmechanismen, die den Einfluss von Leitbildern bedingen. (3) Zum dritten müssen Menschen schnelle Entscheidungen treffen, um handlungsfähig zu bleiben. Nur ein sehr kleiner Teil der Entscheidungen, die getroffen werden, kann wirklich bewusst und rational getroffen werden. Daher brauchen Menschen Handlungsmuster, die sie bei Bedarf auch unreflektiert anwenden können. Demnach muss angenommen werden, dass beispielsweise Personen, die in ihrem Familienleitbild Kinder integriert sehen und/oder deren soziales Umfeld Elternschaft für elementar erachtet, wohl auch eine Realisierung der Familiengründung in ihrem Lebenslauf anstreben. Weiterhin wird das Familienleitbild wahrscheinlich auch thematisieren, wie viele Kinder und Kinder welchen Geschlechts zu einer „richtigen“ Familie zählen. Diese Ausdifferenzierung von der Struktur einer Familie wird aller Voraussicht nach die Entscheidung zur Familienerweiterung maßgeblich prägen. Ist eine Person oder deren Umgebung beispielsweise der Meinung, es sei nicht gut, wenn ein Kind als Einzelkind aufwächst, wird für das bereits geborene Kind ein Spielkamerad angestrebt. Wie genau Familienleitbilder in Wechselwirkung mit verschiedenen Bereichen stehen, wird nachfolgend erläutert (vgl. Abb. 5).

Die Öffentlichkeit, die zum einen durch institutionelle Regelungen, wie die politischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen oder den Arbeitsmarkt, und zum anderen durch Deutungsgeber wie die Medien, politi-

**Abb. 5: Familienleitbilder in Interaktion mit Öffentlichkeit und individuellem Verhalten**



Quelle: Eigene schematische Darstellung.

sche Parteien oder Religion und Kirche geprägt ist, beeinflusst die Entstehung, Etablierung, den Wandel und die Verbreitung von Familienleitbildern. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen beispielsweise im Steuerrecht begünstigen die Alleinverdienerhe. Demnach wird dadurch in der Gesellschaft das Leitbild des Familienernährers (i.d.R. Väter betreffend) und das Leitbild der „Guten Mutter“ (die nicht oder lediglich geringfügig erwerbstätig ist und sich um die Kinder kümmert) indirekt gefördert und die Befolgung dieses Leitbildes belohnt mit steuerlichen Vorteilen. Umgekehrt werden bereits in der Gesellschaft existierende, weit verbreitete kollektive Leitbilder von der Öffentlichkeit aufgegriffen und verstetigt, z.B. fixiert in gesetzlichen Regelungen und normativen Konzepten, die z.B. medial transportiert werden oder auch in den Kirchen bzw. Gemeinden vermittelt werden, da sie fester Bestandteil eines bestimmten religiösen Lebenskonzeptes sind. Dadurch beeinflussen sie die Entscheidungen von einzelnen Personen, d.h. Familienleitbilder dienen als Orientierung für die individuelle Lebensgestaltung. Familienleitbilder wiederum können auch umgekehrt Einfluss nehmen z.B. auf institutionelle Regelungen und durch Gesetze verfestigt werden. Auf der individuellen Verhaltensebene der einzelnen Akteure werden Leitbilder gelebt und wirken nach den bereits beschriebenen Mechanismen auf die Familiengründung und -erweiterung. Hierbei gibt es Familienleitbilder, die von vielen Akteuren kollektiv geteilt werden, wie zum Beispiel die weitverbreitete Vorstellung in Westdeutschland, dass Einzelkinder idealerweise ein Geschwisterkind brauchen. Dieses Leitbild der idealen Kinderzahl, d.h. zwei Kinder zu haben, verschmilzt zu einem kollektiven Leitbild als Makrophänomen.

Eine besondere Aufmerksamkeit gilt der Legislative, da sie nachhaltig Leitbilder verfestigen, verändern und neue Leitbilder generieren kann. Das grundsätzliche Problem in der aktuellen Rechtsprechung liegt in der

Divergenz der institutionell geförderten und rechtlich umgesetzten Leitbilder. Von ihnen gehen häufig widersprüchliche Impulse aus (siehe ausführlich das Kapitel „Rollenbilder, Rollenstereotype und rechtliche Transformation“ im Ersten Gleichstellungsbericht; BMFSFJ 2012b: 53 ff.). Nach dem reformierten Unterhaltsrecht von 2008 beispielsweise wird nach einer Scheidung vor allem auf die finanzielle Eigenverantwortung der Frauen Wert gelegt. Gleichzeitig fördern andere sozial- und familienpolitische Maßnahmen, wie z.B. das Ehegattensplitting oder die kostenlose Mitversicherung des nicht erwerbstätigen Ehepartners in der gesetzlichen Krankenkasse, noch immer die Abhängigkeit der (zumeist weiblichen) schlechter verdienenden von ihren besser verdienenden Partnern. Es muss daher die Frage gestellt werden, ob diese Leistungen so ausgestaltet werden können, dass im Fall einer Trennung soziale Härten besser als bisher vermieden werden. Es zeigt sich insgesamt, dass in der Sozial- und Familienpolitik konkurrierende Familienleitbilder bzw. Frauen-/Mutter- und Männer-/Vaterleitbilder gefördert werden. Es wird zudem deutlich, dass die institutionelle Förderung von bestimmten Familienleitbildern einen großen Einfluss auf das individuelle Verhalten von Menschen nimmt. Vor dem Hintergrund der beschriebenen Inkonsistenz der bestehenden Geschlechterleitbilder fühlen sich Frauen und auch Männer verunsichert, exemplarisch zeigt sich das an einem Zitat aus einem *Zeit*-Leserartikel:

*„Zum einen habe ich angesichts der Debatten über Familienpolitik den Eindruck, es sei heutzutage unmöglich, ohne Hilfe ein Kind großzuziehen. Kinder müssen betreut werden und sind teuer. Eltern müssen beruflich zurückstecken. Aber dafür arbeite ich zu gerne, in meinem Job bekomme ich Anerkennung.“* (*Zeit Online*, Leserartikel „Ich will keine Kinder“ von Anne Heidmann).

Insofern erscheint es fast so, als wären die weitverbreiteten Leitbilder der „idealen Mutter“ oder des „idealen Vaters“, die von einer starken Kindesorientierung (dem Kindeswohl zuliebe) geprägt sind, nicht mit dem eines „idealen Erwerbstätigen“ vereinbar, der seinen Job als Teil seiner persönlichen Selbstentfaltung sieht und dessen Erwerbstätigkeit klassischerweise über Präsenzkultur und lange Arbeitszeiten definiert wird.

## 5.2 Leitbild der „Verantworteten Elternschaft“ führt zu Überforderung

Zusätzlich steht der starken Kindeswohlorientierung oftmals der Wunsch von Erwachsenen nach Selbstverwirklichung (jenseits der Familie) entgegen. Eben-

falls (scheinbar) hinderlich für die Vereinbarung von Selbstverwirklichungsinteressen und Familiengründung sind die Vorstellungen von befriedigendem Konsum und Freizeitverhalten. Es scheint so, als ob keine Zeit mehr für Individualinteressen der Eltern da sein kann und da sein darf, wenn Kinder da sind. Die nachfolgende dargestellte Überforderung von Eltern führt dazu, dass Menschen die Entscheidung für (weitere) Kinder auf einen späteren Zeitpunkt aufschieben oder sogar, wie die Autorin des Leserartikels in der *Zeit*, bewusst ein Leben ohne Kinder bevorzugen.

Die Formen der heutigen Individualisierung konterkarieren direkt die gesellschaftlich wahrgenommene Maxime nach Verzicht innerhalb der Elternschaft, bei der eben nicht mehr der Erwachsene als Individuum, sondern das Kind den alleinigen Orientierungspunkt für den Alltag der Eltern darstellt. Dieses „Kreisen“ um das Kind noch bis in Erwachsenenalter, auch „Helikopter-Eltern“ genannt, verdeutlicht, dass Kinder (gerade weil sie oft spät ins Leben der Eltern treten) als ein langfristiges Entwicklungsprojekt betrachtet werden – als Lebensaufgabe. Dieses Phänomen zeigt sich an den deutschen Universitäten, die Eltern nun als Zielgruppe für Informationsveranstaltungen und Tage der offenen Tür entdeckt haben (Knoke 2013; *Spiegel*-Artikel „Elteralarm an der Uni: Mama, steh mir bei“). Kinder und deren Förderung, insbesondere die akademische durch ein Studium, werden zu einem wichtigen Investment, die elterliche Pflicht endet nicht mehr mit der Volljährigkeit der Kinder sondern erst dann, wenn die Kinder sich beruflich etabliert haben und „unter der Haube“ sind, d.h. eine stabile Partnerschaft führen.

Eine weitere Professionalisierung der Elternrollen entsteht dann, wenn die Mütter ihre Berufskarriere aufgeben. Dadurch entstehen der Anspruch und auch die zeitlichen bzw. kognitiven Kapazitäten, die eigene Elternrolle „besonders gut“ und „optimal“ auszufüllen. Es erscheint sogar so, als ob dieser Grad der Selbstaufgabe der Eltern als Maß für die Liebe zum Kind gesehen wird. Ein Leben mit Kind bedeutet demnach, dass die persönlichen Interessen und Bedürfnisse der Erwachsenen in einem besonders hohen Maße am (z.T. vermeintlichen) Kindeswohl orientiert bzw. sogar (mit Hingabe) geopfert werden müssen, auch wenn sie direkt dem elterlichen Wohlbefinden oder deren (z.B. beruflicher) Weiterentwicklung entgegenstehen. Beispielsweise bauen viele Kindergärten und Schulen verstärkt auf elterliches Engagement, vielerorts bereits am frühen Nachmittag. Die öffentliche Diskussion, wer „gute“ oder wer „schlechte“ Eltern sind, wird dabei auch daran festgemacht, wie viel Zeit sich

Eltern für ihre Kinder und für schulische Aktivitäten nehmen. Dabei wird außer Acht gelassen, unter welchem ökonomischen Druck viele Familien stehen und dass es auch in materieller Hinsicht hohe Ansprüche gibt, wie ein Kind idealerweise ausgestattet sein sollte oder welche Art von Förderung es neben der Schule braucht. Kosten- und zeitintensive Hobbies, teure Markenkleidung, Unterhaltungselektronik, gesundes (häufig teures) Essen, interessante Urlaube sowie ein Auslandsjahr schon während der Schulzeit sind Dinge, die in breiten Kreisen der Gesellschaft für eine optimale kindliche Entwicklung als erstrebenswert gelten. Beim Engagement in Vereinen gilt es als normal, dass Eltern unter der Woche und auch am Wochenende Fahrdienste leisten, um ihre Kinder z.B. zu Aufführungen, Turnieren und Wettkämpfen zu bringen, um dort ganztägig anwesend zu sein. Für berufstätige Eltern kommt dies oftmals einer Zerreißprobe gleich, denn wer sein Kind nicht in bestimmten zeitlichen Intervallen auch selbst begleitet, der riskiert seinen Ruf als „gute Eltern“, nicht nur bei anderen Eltern, sondern vielleicht auch bei seinem eigenen Kind. Selbst die Existenzsicherung (zumeist der Mutter) steht hierbei hintenan, die Entscheidung für den (dauerhaften) Ausstieg aus dem Berufsleben fällt angesichts dieser hohen Anforderungen an Eltern nicht schwer. Es erscheint fast schon unabdingbar, dass einer der Eltern beruflich zurückstecken muss – nach dem Motto: Wenn das Kind glücklich ist, sind es die Eltern auch.

Diese Form von Elternschaft wird gesellschaftlich hochstilisiert zur Selbstverwirklichung und -entfaltung der Eltern durch ihre Kinder. Eltern finden demnach erst in ihrem ständigen alltäglichen „Kreisen“ um ihr Kind die Lebenserfüllung, die ihnen vorher gefehlt hat. Dieses Absprechen von Autonomie und Selbstbestimmung bei (potenziellen) Eltern führt dazu, dass junge Menschen den Zeitpunkt für die Familiengründung weiter nach hinten schieben oder ihn sogar verpassen. Denn die Kindeswohldebatte suggeriert, dass das Leben „quasi“ vorbei sein muss, wenn ein Kind kommt. Darüber hinaus führt die elterliche (insbesondere mütterliche) Selbstaufgabe, gestützt durch die allgemein vorherrschenden Vater- und Mutterleitbilder, auch zu Spannungen in Partnerschaften. Das Leitbild der idealen Partnerschaft, bei der es um exklusiv verbrachte Zeit zu zweit geht, um die Beziehung zu pflegen und zu vertiefen, konkurriert besonders mit dem kindzentrierten Mutterleitbild. Aufgrund der vielen genannten Widersprüchlichkeiten ist es naheliegend, dass Familienleitbilder wie das der „verantworteten Elternschaft“ direkt mit der Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder zusammenhängen.

## 6. FOLGERUNGEN FÜR ZUKÜNFTIGE FAMILIENPOLITIK UND DEN WEITEREN ÖFFENTLICHEN DISKURS

Die empirische Forschung der letzten Jahrzehnte hat ihre Aufmerksamkeit bei der Erklärung der niedrigen Geburtenraten in Deutschland vor allem auf das veränderte Bildungs- und Erwerbsverhalten der Frauen sowie auf die schwierige Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit infolge unzureichender Kinderbetreuungseinrichtungen gerichtet. Damit wurden vor allem strukturelle und ökonomische Faktoren, insbesondere auch die gestiegenen Opportunitätskosten von Mutterschaft adressiert. Zu wenig beachtet wurde, dass die Existenz dieser Situation auch mit kulturellen Vorstellungen zu tun hat. Die Art und Weise, in der wir unser privates Leben gestalten, folgt bestimmten, zum Teil sehr konkreten und selten hinterfragten, kulturellen Leitbildern eines „normalen“, „richtigen“ und „guten“ Zusammenlebens als Paar bzw. als Familie. Gesellschaftlich und politisch relevant ist diese Erkenntnis vor allem insofern, als die Leitbilder in Deutschland heute an Eltern, und insbesondere an Mütter, sehr hohe Anforderungen stellen, die nur schwer einzulösen sind. Wir gehen davon aus, dass dieser Umstand die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zusätzlich erschwert und somit die Frauenerwerbstätigkeit und die Fertilität in Deutschland reduziert (Ruckdeschel 2009).

### 6.1 Was bedeuten die Erkenntnisse für die Familienpolitik in Deutschland?

Auf den ersten Blick könnte man sie als Entschuldigung dafür ansehen, dass Familienpolitik letztlich wenig bewirken kann, denn der Begriff „Kultur“ suggeriert etwas Beständiges und Unbeeinflussbares. Aber anschauliche Beispiele belegen, dass ein Wandel kultureller Leitbilder im Laufe weniger Jahrzehnte möglich ist. Die Mechanismen der Entstehung, der Reproduktion und des Wandels von kulturellen Leitbildern sind bislang wenig erforscht. Doch es gibt mindestens drei Mechanismen, von denen wir schon heute annehmen können, dass sie wirksam sind und mögliche Anknüpfungspunkte bieten.

Zum einen werden Leitbilder durch öffentliche Kommunikation geprägt und verändert. Das gilt für explizite und bewusst geführte gesellschaftspolitische Diskurse, wie sie beispielsweise in Form von Talkshows und Zeitungskommentaren zu beobachten sind. Es gilt noch mehr für implizite Kommunikation, wie sie nahezu ständig stattfindet: In Filmen, in Liedtexten, in Werbespots wird das Zusammenleben von Menschen in Familien in einer bestimmten Weise dargestellt. Diese Art und Weise erscheint uns dadurch, dass wir sie ständig vorgeführt bekommen, selbstverständlich.

Zum zweiten werden Leitbilder durch Sozialisation und das Vorbild anderer reproduziert. Wir beobachten nicht nur die Darstellung von Familienleben in den Medien, sondern auch das reale Familienleben unserer Mitmenschen: unserer Verwandten, Kollegen, Nachbarn und Freunde. Gesellschaftlich relevant wird dieser Einfluss bei dem Beispiel, das Prominente und gesellschaftliche Eliten abgeben, weil dieses von vielen Menschen zur Kenntnis genommen wird.

Zum dritten stehen Leitbilder in einer Wechselwirkung mit institutionellen Regelungen: mit gesetzlichen Regelungen, mit dem Grad des Ausbaus von Infrastruktur, mit der Organisation von Bildungsinstitutionen usw. Einerseits manifestieren sich Leitbilder in diesen institutionellen Regelungen; andererseits werden sie im Gegenzug durch diese institutionellen Regelungen stabilisiert oder infrage gestellt. Im weitesten Sinne lässt sich auch dieser Einfluss als eine Art der öffentlichen Kommunikation begreifen: Sehr viele Regelungen setzen ein bestimmtes Familienbild voraus. Dadurch erschweren sie nicht nur die Inanspruchnahme für Menschen, deren Familienleben von diesem Bild abweicht. Sie kommunizieren dadurch auch öffentlich, dass dieses Familienbild „normal“ und „richtig“ sei. Deshalb kommt der Gestaltung solcher Institutionen nicht nur dadurch eine zentrale Bedeutung zu, dass sie Ressourcen zur Verfügung stellen und Restriktionen setzen, sondern auch durch ihren Symbolcharakter.

Für die Vergangenheit kann festgestellt werden, dass einzelne Institutionen an unterschiedlichen Leitbildern orientiert sind, beim Zusammenwirken mehrerer Institutionen aber keine Leitidee existiert und daher systematisch Widersprüche produziert werden. Ein prominentes Beispiel ist die Förderung einer schnelleren Rückkehr von Müttern in den Beruf durch die Elternzeit- und Elterngeldregelung. Der dafür nötige Ausbau an Betreuungsplätzen für Ein- bis Dreijährige wurde in der öffentlichen Rhetorik lange Zeit wegen seiner möglicherweise negativen Konsequenzen für die kindliche Entwicklung als problematisch konnotiert. Die hohe Nachfrage nach Betreuungsplätzen zeigt, dass die früher verbreitet vorhandenen Entscheidungskonflikte allmählich in den Hintergrund treten. Dennoch muss Familienpolitik hier weiterhin und verstärkt klare Zeichen setzen.

Die fortschreitende Pluralisierung der Familie erfordert neben der Synchronisierung der Familienpolitik auch eine grundlegende Neuausrichtung, die im Rahmen der geltenden rechtlichen und kulturellen Regelungen möglichst wenig voraussetzt und möglichst viele Freiheiten zur individuellen Gestaltung des privaten Lebens offen lässt. Die Ansatzpunkte für eine solche Neuorientierung lassen sich aus sieben markanten Merkmalen der derzeitigen Familien- und Sozialpolitik in Deutschland ableiten, die in diesem Kontext als zentrale Schwächen erscheinen:

(1) Die aktuelle Familienpolitik muss der Vielfalt des Familienlebens, wie es mittlerweile in Deutschland existiert, noch besser gerecht werden. Nachdem lange Zeit latent das klassische Leitbild der Hausfrauenehe bestimmend war, müssen nun Wege gefunden werden, die Wünsche von Vätern nach stärkerer familialer und die von Müttern nach stärkerer beruflicher Teilhabe besser zu fördern. Zudem schöpft sie die Möglichkeiten einer frühkindlichen Förderung und positiven Beeinflussung der kindlichen Entwicklung durch qualitativ hochwertige Betreuungsangebote nicht aus.

(2) Die Familienpolitik ist in hohem Maße an der Ehe und an stabilen Familienformen und weniger am dynamischen Lebenslauf orientiert. Dadurch bietet sie den häufig durch Brüche und Übergänge gekennzeichneten spätmodernen Familienbiografien oftmals keine adäquate Unterstützung. So profitiert etwa eine kinderlose Ehe vom Ehegattensplitting, nicht aber eine nichteheliche Stieffamilie.

(3) Familienpolitik ist inkonsistent und lässt keine strategische Ausrichtung erkennen. Die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die Sicherstellung wirtschaftlicher Stabilität, die Förderung des Kindeswohls sowie Geburten fördernde Impulse werden vielfach in uneindeutiger und teilweise widersprüchlicher Form konfundiert und nicht hinreichend priorisiert.

(4) Die Familienpolitik ist zersplittert und unübersichtlich. Mehr als 150 Maßnahmen und unübersichtliche Zuständigkeiten erschweren die Inanspruchnahme zustehender Leistungen.

(5) Die Familienpolitik in Deutschland wird als teuer und wenig effektiv kritisiert (zuletzt etwa die Titelseite „Das Sorgenkind“ im *Spiegel*, Heft 6, 2013). Sie setzt stärker auf materielle Transferleistungen und weniger auf Investitionen in die Infrastruktur, die sich im Sinne der Erhöhung von Vereinbarkeit und Wahlfreiheit als wirkungsvoller erweisen. Die familienpolitischen Transferleistungen werden im Rahmen des Familienleistungsausgleichs zudem zu einem hohen Teil steuerbasiert gewährt und sind damit von erheblichen Umverteilungseffekten begleitet, da Besserverdiener deutlich stärker davon profitieren als Geringverdiener.

(6) In Deutschland werden wirtschaftliche Interessen oft zu Lasten familialer Belange priorisiert. Das verschafft Deutschland wirtschaftlichen Erfolg und wachsenden materiellen Wohlstand. Die Schattenseiten sind weniger Zeit und Bereitschaft für Familie, oft verbunden mit einem Verlust an Lebensqualität. Anzunehmen ist zudem ein negativer Effekt einer ausgeprägten Berufsorientierung auf das Geburtengeschehen. Es mangelt an dem unbedingten Willen, die Arbeitswelt in Deutschland familienfreundlicher zu gestalten.

(7) Die Familienpolitik setzt unverändert stark darauf, dass Sorge- und Pflegearbeiten, dem Subsidiaritätsprinzip folgend, vorrangig als Aufgabe der Familien betrachtet werden. Als Folge des demografischen und des familialen Wandels wird die bisherige Organisation der Pflege schon bald durch alternative Unterstützungsformen ergänzt werden müssen. Diese sollten – neben marktbasierenden Lösungen – auch zivilgesellschaftlich erbracht werden. Hierfür sind Anreizsysteme zu entwickeln, die die Entstehung solcher alternativer Solidarformen begünstigen und ihre Verbreitung fördern. Als Beispiel wäre etwa an Mehrgenerationenhäusern und an „Zeitbanken“ zu denken, wie sie derzeit in St. Gallen geschaffen werden.

## 6.2 Welche Empfehlungen lassen sich aus den Defiziten für eine zukünftige Familienpolitik ableiten?

Strategisch gilt es zwei Kernziele zu realisieren: Zum einen geht es darum, der Vielfalt von Familien- und Lebensformen, in denen Menschen heute füreinander Verantwortung übernehmen, besser gerecht zu werden. Zum zweiten müssen die Inkonsistenzen und Widersprüche zwischen den vielen verschiedenen familienpolitischen Maßnahmen ausgeräumt und eine deutliche Zielorientierung entwickelt werden. *Eine moderne Familienpolitik muss also strategisch angelegt, konsistent und auf klare Ziele hin ausgerichtet werden. Sie sollte, soweit möglich, keine Leitbilder vorgeben – auch nicht implizit –, sondern die Vielfalt des Familienlebens und der dahinter stehenden Leitbilder vorbehaltlos akzeptieren.*

Die gegenwärtige Familienpolitik basiert auf den Handlungsebenen Geld-, Infrastruktur- und Zeitpolitik. Sie sollte um zwei weitere erfolgversprechende Ebenen ergänzt werden: um eine proaktiv zu betreibende Gleichstellungspolitik der Geschlechter sowie um eine aktive Kommunikationspolitik, in der allfällige Klischees reflektiert und Handlungsziele der Politik transparent gemacht werden. Bei der öffentlichen Kommunikation von Familienleitbildern geht es nicht um die Beeinflussung oder gar Wertung tradierter oder moderner Lebensziele. Vielmehr sind die vielfach in Medien und Politik transportierten Vorstellungen bezüglich des „normalen“ Familienlebens kritisch zu relativieren.

*Das strategische Handlungsziel einer zukunftsorientierten Familienpolitik sollte die Verbesserung der Lebensqualität durch mehr Wahlfreiheit sein.* Eine Erhöhung der Lebensqualität kann durch die Sicherstellung bzw. Verbesserung der ökonomischen Sicherheit, der Wahlfreiheit sowie der Chancengleichheit angestrebt werden. Die Chancengleichheit ist in Bezug auf ethnische und sozioökonomische Herkunft, Geschlecht und Lebensform zu verbessern. Dies gilt insbesondere für die Lebens- und Entwicklungschancen von Kindern. Ökonomische Sicherheit ist stärker als bisher im Kontext des Lebenslaufs und mehr bedarfsorientiert zu adressieren. Bezüglich der Wahlfreiheit sind strukturelle Restriktionen zu beseitigen, die diese behindern. Die Wahlfreiheit der Lebensführung ist etwa dort beschränkt, wo die Nachfrage nach Infrastruktur das Angebot deutlich übersteigt, wie etwa im Fall von Betreuungsplätzen für die Kinder im zweiten und dritten Lebensjahr. Zusätzlich hat die Politik an dieser Stelle durch die Verkürzung des Elterngeldes auf ein Jahr den Bedarf noch weiter erhöht.

Für eine solche strategische Neuausrichtung der Familienpolitik lassen sich mehrere Leitlinien benennen, die der Verbesserung von Lebensqualität dienen sollen:

- **Familien ökonomisch stärken.** Der Familienleistungsausgleich ist stärker am Vorhandensein von Kindern zu orientieren. Steuerbasierte Dauerleistungen sollten verstärkt in bedarfsorientierte Unterstützungsleistungen umgewandelt werden.
- **Erhöhung der Zeitsouveränität.** Die Zeitsouveränität, insbesondere die von Familien, ist zu erhöhen. Dazu kann vor allem eine bessere Harmonisierung und Bedarfsorientierung der Zeitstrukturen gesellschaftlicher Institutionen wie Betreuung, Schule, Arbeitszeit und Behörden beitragen.
- **Familienfreundliche Arbeitswelt.** Arbeitgeber, die ihre Unternehmenskultur familienfreundlich gestalten, sind gezielt zu unterstützen. Einzufordern ist, dass das Angebot an Teilzeit- und vollzeitahe Arbeitsplätzen systematisch ausgeweitet und die Wiedereingliederungsmöglichkeiten nach familienbedingten Auszeiten verbessert werden.
- **Stärkung von aktiver Vaterschaft.** Väter müssen die faire Chance erhalten, sich stärker in die Familienarbeit zu integrieren. Auch sie profitieren dabei vom Ausbau der Teilzeit- und vollzeitahe Arbeitsplätze. Zusätzlich wäre die Zahl der sogenannten „Vätermonate“ im Rahmen der Elterngeldregelung zu erhöhen. Das würde auch die allfällige Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt reduzieren.
- **Ausbau der Kinderbetreuungsinfrastruktur.** Kinderbetreuungseinrichtungen für alle Altersgruppen sind flächendeckend, nachfrageorientiert und in guter Qualität auszubauen. Dazu gehören unter anderem flexible, den Arbeitszeiten angepasste Öffnungszeiten. Die Betreuung muss außerdem für Eltern aller Einkommensschichten finanzierbar sein. Auch Ganztagschulen sollten flächendeckend ausgebaut und als Wahlalternative angeboten werden.
- **Wandel des Leitbilds von Kindheit und Kindsein.** Die weit verbreiteten Vorstellungen, wie Kinder sind und wie eine ideale Kindheit aussehen soll, basieren auf der Idee der Verletzlichkeit und Schutzbedürftigkeit der Kinder. Daraus wird die Notwendigkeit für ein hohes Maß an Beaufsichtigung, Betreuung, Förderung und Fürsorge abgeleitet. Die Förderung des Kindeswohls hat sich zu einer zentralen Aufgabe der Eltern entwickelt. Mehr als bisher ist zu



hinterfragen, inwieweit die Idee der besonderen Schutzbedürftigkeit der Kinder und ihre pädagogische und gesellschaftliche Umsetzung der späteren Entwicklung des Kindes tatsächlich zuträglich sind. Kinder sind vielfach robuster und selbständiger als die gängigen Leitbilder dies unterstellen. Vor diesem Hintergrund ist die Debatte darüber, wie die berechtigten Ansprüche an eine gute Kindheit auch durch externe Betreuungseinrichtungen gewährleistet werden können, weiter zu intensivieren.

- **Förderung des Elternwohls.** Gegenwärtig ist Elternschaft durch das Streben nach Pflichtbewusstsein, Perfektionismus und durch übersteigerte Qualitätsansprüche gekennzeichnet, die viele Eltern in ihrer Lebensgestaltung stark einschränken und zudem psychisch belasten, indem sie Versagensängste auslösen. Entscheidend ist, dass der Familiendiskurs entideologisiert und von „Kampfbegriffen“ wie „Rabenmutter“ oder „Heimchen am Herd“ befreit wird. In Deutschland existiert momentan kein durchweg positiv besetztes Leitbild, aber eine Reihe von Zerrbildern, die letztlich die meisten Formen, Familie und Beruf zu leben, diskreditieren. In diesem Zusammenhang sollten die gesellschaftlichen Erwartungen und Ansprüche an Elternschaft relativiert werden: Kindeswohl und Elternwohl sind in eine ausgewogene Balance zu bringen. Das Leitbild eines guten Vaters und vor allem das einer guten Mutter zeichnen in Deutschland eine Elternschaft, die durch Professionalisierung und lebenslange Einsatzbereitschaft gekennzeichnet ist. Im Namen der Förderung des Kindeswohls wird Elternschaft zunehmend zu einem Kanon von Pflichten umgedeutet, der eine optimale Entwicklung des Kindes gewährleisten soll, jedoch die Bedürfnisse von Eltern sowie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft außer Acht lässt. Diese Entwicklung sollte im Interesse sowohl der Eltern als auch der Kinder revidiert werden, da eine Vernachlässigung des Elternwohls letztlich auch dem Kindeswohl schadet.
- **Leitbild der „Sorgenden Gesellschaft“.** Familienpolitik sollte das Leitbild einer „Sorgenden Gesellschaft“ etablieren. Dazu gehört sowohl eine angemessener Honorierung von professioneller Betreuungs- und Pflegearbeit mit Kindern wie auch mit Betagten oder Pflegebedürftigen, die attraktiver gestaltet und besser entlohnt werden muss, als auch die Unterstützung privater Betreuungs- und Pflegearbeit, etwa durch Pflegezeit-Regelungen.
- **Stärkung der politischen Kommunikation.** Hinsichtlich der Mittel, derer sich Familienpolitik bedient, rückt das der politischen Kommunikation in den Fokus. Dabei sollten die Ziele und Adressaten, die impliziten Annahmen und Erwartungen sowie die für effizient eingeschätzten Mittel zur Erreichung der Ziele explizit öffentlich deklariert und erklärt werden, so dass sie einer öffentlichen Debatte zugänglich werden. Die Planung und Verabschiedung von politischen Maßnahmen muss hinsichtlich ihrer symbolischen Wirkung und der ihr zugrundeliegenden Familienleitbilder hinterfragt und mit den deklarierten Zielen der Familienpolitik in Einklang gebracht werden.
- **Vielfalt als Leitbild der Familienpolitik im öffentlichen Diskurs.** Politisches Handeln und gesellschaftliche Strukturen müssen die Vielfalt des heutigen Familienlebens stärker berücksichtigen. Familienpolitik kann durch gezielte öffentliche Kommunikation die bisherigen Ziele und Adressaten familienpolitischen Handelns zur Diskussion stellen und neu ausrichten. Diese Neuausrichtung sollte helfen, familienexterne Kinderbetreuung als bereichernde Erziehungs- und Förderungsstätte zu etablieren und den normativen Erwartungsdruck, der auf Eltern lastet, zu reduzieren. Vor allem aber muss sie uneingeschränkt Toleranz und wohlwollende Offenheit gegenüber der Vielfalt der Lebensentwürfe und Lebensverläufe zum Ausdruck bringen.

## LITERATUR

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1992): *Arbeitsteilung, Selbstbild und Lebensentwurf. Neue Konfliktlagen in der Familie*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 44,2, 273-291.
- BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2012a): *Achter Familienbericht – Zeit für Familie – Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik*. Drucksache 17/9000.
- BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2012b): *Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Stellungnahme der Bundesregierung zum Gutachten der Sachverständigenkommission*. Drucksache 17/6240. Stand: Dezember 2012, 3. Auflage.
- BiB Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2012): *(Keine) Lust auf Kinder? Geburtenentwicklung in Deutschland*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Bois-Reymond, Manuela du (1994): *Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Eltern-Kind-Beziehungen in West- und Ostdeutschland und in den Niederlanden*. In: Bois-Reymond, Manuela du/Büchner, Peter/Krüger, Heinz-Hermann/Ecarius, Jutta/Fuhs, Burkhard (Hrsg.): *Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich: 137-219.
- Diabaté, Sabine; Lück, Detlev (2014): *Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten*. *Zeitschrift für Familienforschung* 26,1: 49-70.
- FLB (2012). *Studie „Familienleitbilder in Deutschland“*. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Link: <http://www.bib-demografie.de/leitbild>
- Giesel, Katharina D. (2007): *Leitbilder in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gründler, Sabine (2013): *Familienleitbilder in Deutschland*. *Bevölkerungsforschung Aktuell* 34,1: 13-18.
- Gründler, Sabine/Dorbritz, Jürgen/Lück, Detlev/Naderi, Robert/Ruckdeschel, Kerstin/Schiefer, Katrin/Schneider, Norbert F. (2013): *Familienleitbilder. Vorstellungen, Meinungen, Erwartungen*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Heidmann, Anne (2013): *Die Zeit, Online; Leserartikel „Ich will keine Kinder“* (siehe <http://www.zeit.de/gesellschaft/familie/2013-03/leserartikel-keine-kinder>).
- Honig, Michael-Sebastian (1992): *Verhäuslichte Gewalt. Sozialer Konflikt, wissenschaftliche Konstrukte, Alltagswissen, Handlungssituationen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hradil, Stefan (2003): *Vom Leitbild zum „Leidbild“*. *Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der „Wandel des Wertewandels“*. *Zeitschrift für Familienforschung* 15,1, 38-54.
- Huinink, Johannes (1995): *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1981): *Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe heute*. In: Böckle, Franz/Kaufmann, Franz-Xaver/Rhaner, Karl/Welte, Bernard (Hrsg.): *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*. Freiburg im Breisgau: Herder: 44-59.



- Kaufmann, Franz-Xaver (1990): *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München: Beck.
- Knoke, Mareike (2013): *Spiegel-Online; Artikel „Elternalarm an der Uni: Mama, steh mir bei“* (siehe <http://www.spiegel.de/unispiegel/wunderbar/helikopter-eltern-hochschulen-entdecken-eltern-als-zielgruppe-a-897649.html>).
- Lück, Detlev/Gründler, Sabine/Naderi, Robert/Dorbritz, Jürgen/Schiefer, Katrin/Ruckdeschel, Kerstin/Hiebl, Johannes/Wolfert, Sabine/Stadler, Manuela/Pupeter, Monika (2013): *Familienleitbilder 2012. Methodenbericht zur Studie. BiB Daten- und Methoden-berichte 2/2013*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Merkle, Tanja/Wippermann, Carsten (2008): *Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision GmbH im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung*. Hrsg. v. Henry-Huthmacher, Christine/Borchard, Michael, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Meuwly, Nathalie/Wilhelm, Peter/Eicher, Véronique/Perrez, Meinrad (2011): *Welchen Einfluss hat die Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung auf Partnerschaftskonflikte und Partnerschaftszufriedenheit bei berufstätigen Paaren?* *Zeitschrift für Familienforschung* 23,1, 37-56.
- Mikolajczyk, Rafael/Rauchfuß, Martina/Lamm, Dieter (2001): *Zum Problem der ungeplanten Schwangerschaften in einer hoch entwickelten Gesellschaft – Modellstudie auf einer Wochenstation in Berlin*. *Gynakol* 123,10, 578-584.
- Myrskylä, Mikko/Goldstein, Joshua R./Cheng, Yen-Hsin Alice (2012): *New cohort fertility forecasts for the developed world*. MPIDR Working Paper WP 2012-14.
- Quaiser-Pohl, Claudia (2001): *Deutsche Eltern im interkulturellen Vergleich*. In: Nickel, Horst/Quaiser-Pohl, Claudia (Hrsg.): *Junge Eltern im kulturellen Wandel: Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich*. Weinheim und München: Beltz Juventa: 301-311.
- Ruckdeschel, Kerstin (2009): *Rabenmutter contra Mère Poule: Kinderwunsch und Mutterbild im deutsch-französischen Vergleich*. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 34,1-2, 105-134.
- Schneider, Norbert F./Rüger, Heiko (2007): *Value of Marriage. Der subjektive Sinn der Ehe und die Entscheidung zur Heirat*. *Zeitschrift für Soziologie* 36,2, 131-152.
- Schütze, Yvonne (1986): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“*. Bielefeld: Kleine.
- Singly, François de (1995): *Die Familie der Moderne. Eine soziologische Einführung*. Konstanz: UVK.
- Swaan, Abram de (1982): *Vom Ausgehverbot zur Angst vor der Straße*. *Päd extra* 2, 48-55.

## AUTORIN UND AUTOREN

*Dr. Sabine Diabaté*

*Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB), Wiesbaden*

*Dr. Detlev Lück*

*Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB), Wiesbaden*

*Prof. Dr. Norbert Schneider*

*Direktor des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB), Wiesbaden*

## ANSPRECHPARTNERIN IN DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

*Christine Henry-Huthmacher*

*Koordinatorin für Bildungs-, Familien- und Frauenpolitik*

*Hauptabteilung Politik und Beratung*

*Rathausallee 12*

*53757 Sankt Augustin*

*Telefon: +49(0)-22 41-2 46-22 93*

*E-Mail: christine.henry-huthmacher@kas.de*



Gefällt Ihnen diese Publikation?

Dann unterstützen Sie die Arbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung für mehr Demokratie weltweit mit einer mobilen Spende. Der Betrag kommt unmittelbar der Stiftung zugute und wird für die Förderung unserer satzungsgemäßen Zwecke verwendet.

Jetzt QR-Code scannen  
und Betrag eingeben.